

Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 10 – 10. März 2007 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Der erfolgreichste Film bei der ARD seit zehn Jahren: Das Thema Flucht und Vertreibung wurde für das Erste zum Straßenfeger. Für die heutige Zeit sensationelle 29 Prozent Marktanteil erreichte der Sender mit dem Zweiteiler „Die Flucht“, fast alle Zeitungen und Magazine nahmen sich zudem des Themas an, das so lange von den Massenmedien verschmäht worden war. Lesen Sie hierzu den Leitartikel sowie die Beiträge auf Seite 7 und 8.

Foto: ARD

Koalition steckt zurück

Neue Schonfrist bei der Ausländer-Bleiberegelung – Zeit bis 2009

Von KLAUS D. VOSS

Die Große Koalition schreckt davor zurück, in der Ausländerpolitik konsequent zu handeln – sie will die Fristen und Bedingungen, nach denen nicht legal in Deutschland lebende Ausländer entweder ein dauerhaftes Bleiberecht erhalten oder abgeschoben werden, vorerst so nicht anwenden. Zunächst soll nach den Vorstellungen der Bundesregierung alles in der Schwebe bleiben – aus wahltaktischen Gründen bis nach der Bundestagswahl 2009.

Zur Erinnerung: Erst am 17. November hatten die Innenminister von Bund und Ländern beschlossen, den Status von rund 200 000 Ausländern neu zu regeln, die keine Aussicht haben, als Asylbewerber anerkannt zu werden. Der unter großen Mühen vereinbarte Kompromiß sah vor, daß Ausländer dann eine Dauer-Aufenthaltserlaubnis erhalten können, wenn sie als Familie mit Kindern mindestens sechs, als Alleinstehende acht Jahre in Deutschland leben. Sie müssen ihre Integrationsbereitschaft beweisen können, etwa durch Kenntnis der deutschen Sprache. Außerdem müssen die Antragsteller eine Wohnung und den Schulbesuch ihrer Kinder nachweisen. Weiter ist gefordert: keine Straftaten, keine extremistischen oder terroristischen Bezüge.

Dreh- und Angelpunkt war aber die zentrale Forderung, daß diese geduldeten Ausländer für sich selbst sorgen, um eine Einwanderung in die Sozialsysteme zu unterbinden. Dazu müssen die Geduldeten umgehend ein verbindliches Arbeitsangebot nachweisen, das dauerhaft den „Lebensunterhalt der Familie durch eigene legale Erwerbstätigkeit ohne Inanspruchnahme von Sozialleistungen sichert“. Letzte Frist für den Arbeitsnachweis: 30. September 2007.

Die Innenministerkonferenz wollte mit diesem Beschluß vorläufige Rechtssicherheit schaffen, bis ein Bundesgesetz das Bleiberecht endgültig regelt. Doch bereits wenige Monate später hat die Große Koalition Angst vor der eigenen Courage. Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble hat sich mit der SPD auf eine Aufweichung dieser Regelung verständigt.

Der überwiegende Teil der geduldeten Ausländer kommt aus dem ehemaligen Jugoslawien, daneben gibt es Zuwanderer aus dem Irak, Afghanistan, Syrien, Libanon und der Türkei. Nach Schätzungen aus Behördenkreisen werden bis zu 65 000 Betroffene einen Arbeitsplatz nachweisen können – für die anderen gilt nach dem 30. September die Kehrseite der Abmachung: Sie müssen und können abgeschoben werden. Für eine Abschiebung nach Ex-Jugoslawien gibt es kaum noch einen Hinderungsgrund.

Bundesarbeitsminister Müntefering aber hat kurzfristig Bedenken entwickelt, er fürchtet „einen zu großen Druck auf den Niedriglohnsektor“. Aber es gibt noch einen offensichtlicheren Grund. Eine Abschiebung ist – gerade nach jahrelangem Aufenthalt – für alle Seiten mit Härten und wenig angenehmen Eingriffen verbunden. Müssen die Behörden durchgreifen, werden sie oft genug mit Unterstützern aus dem Multikulti-Umfeld konfrontiert – Menschen aus dem Wählerspektrum der SPD oder anderer linker Parteien. Zuviel negative Begleitmusik bei weit mehr als 100 000 Abschiebefällen fürchten Sozialdemokraten mit Blick auf die Wahlkämpfe 2008 in Hamburg, Niedersachsen, Hessen und Bayern – und vor allem die planmäßige Bundestagswahl im Herbst 2009. Jetzt sollen nach Beschlußlage der Großen Koalition die geduldeten Ausländer mehr Zeit bekommen für die Arbeitsaufnahme – bis Ende 2009. Und auch die fälligen Abschiebungen wären damit aufgeschoben bis ins Jahr 2010 – oder wie sich auch immer die neue Regierung dann entscheidet.

KLAUS D. VOSS:

Die Flucht

Es bleibt noch viel zu sagen unter dem Eindruck der „Flucht“ – aber dies ist das Wichtigste: Die Leiden der Deutschen durch Flucht und Vertreibung sind unübersehbar geworden.

Kein Buch, kein Film kann einem Leben gerecht werden, auch der ARD-Zweiteiler reicht an die grausame Wirklichkeit nicht heran. Aber darum geht es auch nicht.

An die zwölf Millionen Menschen haben das Drama der Ostpreußen im Fernsehen verfolgt, darunter viele Zeugen der Zeit, die ihren Leidensweg im Geiste noch einmal gehen mußten. Aber auch viele junge Menschen, die durch „Die Flucht“ in ein Kapitel der deutschen Geschichte eingeführt wurden, das sie nun nicht mehr loslassen wird.

Zwölf Millionen Zuschauer – das übergroße Interesse der Deutschen an ihrer Geschichte steht in einem grotesken Widerspruch zu den weißen Flecken in unseren Geschichtsbüchern. Die Jugend von heute, zwei Generationen von den Kriegsjahren entfernt, lernt jetzt die Fragen so zu stellen, wie man sich seiner Geschichte nähern muß: Frei und neugierig, unvoreingenommen, bereit zu einem gerechten Urteil.

Es bleibt noch viel zu sagen, wenn ein Volk sich daran macht, die ganze Wahrheit aufzunehmen.

Zunächst aber dies: Es ist hoffentlich ein später Trost an alle, die ihren Lebensweg in den Geschichtsbüchern nicht wiederfinden durften.

Es ist zugleich ein strafendes Urteil über alle, die mit ihren Bildungskonventionen und Denkblockaden eine Nation bevormundet hatten.

Und: es ist der letzte Aufruf an alle, die sich immer noch sträuben, ein sichtbares Zeichen zur Erinnerung an die Leiden der Deutschen durch Flucht und Vertreibungen zuzulassen.

Fast so teuer wie eine zweite Miete

Kinderkrippenplätze können Doppelverdiener eine Menge kosten – und trotzdem zahlt der Staat drauf

Von KLAUS APFELBAUM

Jetzt hat die Dauer-Diskussion um zusätzliche Krippenplätze wieder Bodenkontakt bekommen – die Große Koalition hat sich erst einmal darauf verständigt, zusammen mit den Ländern zu rechnen: Wie viele Kleinkinder müssen betreut werden, und vor allem: Was kostet es? Ist das schon das Aus für die forsche Leyen-Idee?

Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen (CDU) hatte 750 000 Krippenplätze vorwiegend in den neuen Bundesländern eingefordert, und mit dem Streit darüber Gott (vertreten durch Bischöfe) und die Welt bewegt. Den Finanzministern und Kämmerern war aber nur die Luft weggeblieben: Krippenplätze sind sehr kostspielig. Jetzt könnten von der Leyen und die Parteien beweisen, wieviel Unterstützung sie Familien mit Kindern wirklich geben wollen. Denn so sieht es derzeit aus: In München etwa müssen für jeden neu einzurichtenden Krippenplatz 37 000 Euro investiert werden; die Betriebskosten betragen im Jahr rund 15500 Euro, so die Angaben der Stadt für das Jahr 2006. Umgelegt werden auf die Eltern kann aber nur ein kleiner Teil der Aufwendungen, die Kostendeckung in vielen Städte liegt zwischen zwölf und 16 Prozent.

Selbst bei diesem Kostenanteil müssen die Eltern heftig schlucken. Die Initiative „Eltern im Netz“ hat in einer bundesweiten Übersicht für ihren Internetauftritt Elternbeiträge je Kind in der Ganztagsbetreuung zwischen 117 und 610 Euro ausgemacht. In den neuen Bundesländern sind die Höchstsätze mit rund 140 Euro wie in Blankenberg (Sachsen-Anhalt) noch moderat, im südlichen Schleswig-Holstein werden um die 250 Euro verlangt. München fordert bis zu 421 Euro, Berlin je nach Einrichtung 225 bis 510 Euro.

In allen Städten und Gemeinden sind die Elternbeiträge nach sozialen Gesichtspunkten gestaffelt, sogar eine Befreiung von den Gebühren ist möglich. Nur: Die Freigrenzen sind bei Familieneinkommen von 55 000 bis 60 000 schnell ausgereizt – schon zwei Normalverdiener müssen die ganze Belastung für ihr Krippenkind allein tragen.

Außerdem sind Krippen und Kindergärten – ähnlich wie Pflegeeinrichtungen – Orte der permanenten Kostenexplosion: Im Gegensatz zu Wirtschaftsunternehmen wirken sich bei Einrichtungen der öffentlichen Hand Betriebsreformen kaum auf die Kosten aus. Und es wird noch aufwendiger, den die meisten Krippen und Kindergärten haben sich mit ihren Betreuungszeiten noch nicht auf den Wandel in der Arbeitswelt eingestellt. Die meisten Gruppen schließen immer am Nachmittag, als gäbe es die neuen Ladenöffnungszeiten und damit Arbeitszeiten im Einzelhandel bis tief in die Nacht nicht.

In „teuren“ Städten wie München wird inzwischen ein ganz anderer Trend beobachtet – dort nehmen Besserverdiener ihre Kinder aus den Krippen und Kitas und geben sie zu Tagesmüttern; das rechnet sich und geht flexibler. Aber die Gemeinde verliert einen Vollzahler nach dem anderen.

Der D-Mark wird noch nachgetrauert

Am 28. Februar 2002 endete der Bargeldverkehr mit der D-Mark. Obwohl die Währung also schon seit fünf Jahren aus dem Verkehr gezogen und durch den Euro ersetzt ist, trauert ihr laut einer Umfrage von Allensbach die Mehrheit der Deutschen hinterher. So hätten 55 Prozent gerne das alte Geld wieder im Portemonnaie. Allerdings würden jetzt „nur noch“ 62 Prozent der Bevölkerung regelmäßig Euro-Beträge zum Preisvergleich in D-Mark umrechnen. Betrachtet man das Alter der Befragten, wird offenbar, daß vor allem die älteren Jahrgänge die gute, alte D-Mark zurückwollen.

MELDUNGEN

Die Ehe ist in den USA ein Auslaufmodell

New York – Die Ehe ist für US-Amerikanerinnen zum Auslaufmodell geworden. Zum ersten Mal lebt die Mehrzahl der Frauen in den Vereinigten Staaten ohne Ehemann. Von den 117,4 Millionen Frauen über 15 Jahren sind 59,9 Millionen (51 Prozent) unverheiratet, geschieden, verwitwet oder dauerhaft getrennt lebend. Das geht aus einer im Januar von der Tageszeitung „New York Times“ veröffentlichten Analyse der letzten Volksbefragung aus dem Jahr 2005 hervor. Zwar haben 63 Millionen einen Trauschein, doch leben davon 3,1 Millionen getrennt, und 2,4 Millionen gaben an, daß ihre Männer aus anderen Gründen nicht zu Hause sind, etwa weil sie im Militär dienen oder eine Gefängnisstrafe absitzen. 57,5 Millionen (49 Prozent) leben in Gemeinschaft mit ihrem Ehemann. Bei den Männern ist der Anteil, der mit seiner Ehefrau zusammen lebt, höher: 53 Prozent. Der Bevölkerungswissenschaftler William H. Frey von der Forschungsgruppe Brookings in Washington sagte, Frauen würden offensichtlich immer unabhängiger von Männern und von der Ehe. Nach Ansicht von Prof. Stephanie Coontz, Direktorin für Volksbildung beim Rat für zeitgenössisches Familienleben, sind die Zahlen ein untrügliches Zeichen dafür, daß es kein Zurück gebe zu einer Welt, in der die Familie die Hauptinstitution für das Zusammenleben war. *idea*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Zeichen der Zeit verschlafen

Die Pflegeversicherung bricht auseinander, doch die Politik handelt immer noch nicht

Von H.-J. Mahlitz

Da fallen selbst Norbert Blüm, dem wenn schon nicht größten, so doch bedeutendsten Polit-Clown der jüngeren Geschichte, keine Steigerungen mehr ein. Wenn er von „seiner“ Pflegeversicherung schwärmt, muß es schon nach „Jahrhundertwerk“ klingen, nach einmaliger „Erfolgsstory“ und nach „dem Modell für die Zukunft“ schlechthin.

Die von Blüms Segnungen direkt Betroffenen meinen eher, dann sei die Zukunft wohl auch nicht mehr, was sie mal war. Sie empfinden das Bewilligungsverfahren für die einzelnen Pflegestufen als ungerecht und entwürdigend, die Leistungen als völlig ungenügend und – soweit sie über den Tellerrand des eigenen Schicksals blicken – das System insgesamt als ungeeignet, die dramatisch zunehmenden Lasten der demographischen Entwicklung zu schultern.

Was diese Umschichtung der Bevölkerungsstrukturen konkret bedeutet, begann unseren Politikern Anfang der 90er Jahre zu dämmern, also viel zu spät. Endlich näherten sich Blüm und Genossen der Erkenntnis, daß sinkende Geburtenzahlen nicht nur „glücklich selbstverwirklichte Weiblichkeit“ und steigende Lebenserwartung nicht nur kraftstrotzende, den Segen „sicherer“ Renten genießende Senioren bedeuten. Wovor weitsichtige konservative Kritiker schon lange gewarnt hatten (übrigens auch in dieser Zeitung), wurde nun auch für Politiker unübersehbar: Die Zahl kranker und pflegebedürftiger alter Menschen steigt in demselben rasanten Tempo an, wie die Zahl der Jüngeren, von denen die immensen Kosten für Pflege und Gesundheit erarbeitet werden müßten, abstürzt.

Ein Verdienst kann man Norbert Blüm nicht absprechen: Unter seiner Federführung hat sich die Politik erstmals überhaupt zum Handeln aufgerafft. Auch war die Idee, die häusliche Pflege massiv zu fördern, im Ansatz durchaus richtig. Aber: „Gut gemeint“ ist eben nicht immer „gut gemacht“ – zwölf Jahre nach ihrer Einführung als „fünfte Säule der Sozialversicherung“ steht die Pflegeversicherung vor dem Kollaps.

Der Beitragssatz betrug anfangs ein Prozent, ab Juli 1996 (erst da wurden auch die vollen Leistungen erbracht) 1,7 Prozent des Bruttoeinkommens, zahlbar je zur Hälfte von Arbeitnehmern und Arbeitgebern. Letztere wurden durch die Abschaffung des Buß- und Bettags als arbeitsfreier Feiertag entlastet (außer in Sachsen, wo den Arbeitnehmern mit 1,35 Prozent ein deutlich höherer Eigenanteil aufgebürdet wurde).



Wunschvorstellung: Zeit für individuelle Bedürfnisse Foto: ddp

Blüm setzte auf dieses Umlageverfahren, weil es sich im Gegensatz zu kapitalgedeckten Modellen schnell – man könnte auch sagen: rechtzeitig vor den nächsten Wahlterminen – umsetzen ließ. Die drohenden Gefahren, vor denen Wissenschaftler verschiedener Fachrichtungen, Wirtschaftsverbände, soziale Organisationen, Gewerkschaften und Kirchen unisono warnten, wollte Kohls gnadenloser Spaßmacher nicht gelten lassen.

Zehn Jahre nach der Einführung (neuere statistische Angaben liegen noch nicht vor) nehmen bereits über zwei Millionen Menschen Leistungen der Pflegeversicherung in Anspruch, davon zwei Drittel in häuslichem Umfeld, also der Familie. Allein diese Leistungen summieren sich auf über acht Milliarden Euro. Insgesamt gab die Pflegeversicherung im Jahr 2005 nahezu 18 Milliarden aus; die Beitragseinnahmen lagen unter 17,5 Milliarden. Die Defizitphase hält übrigens bereits seit 1999 an – ein Ende ist nicht abzusehen, im Gegenteil.

Fatalerweise kann dieses Defizit (siehe Schuldenuhr unten links) ohnehin nur durch rigorose Leistungsverweigerung noch auf vergleichsweise erträglichem Niveau gehalten werden – was sind schon ein paar hundert Millionen Minus gegenüber unserem 1,5-Billionen-Gesamtschuldenberg!

Leistungsverweigerung – das bezieht sich zunächst einmal auf die Höhe der Leistungen (siehe Kasten auf dieser Seite), die der anhaltenden Geldentwertung (zum Beispiel durch die Einführung des Euro oder die Anhebung der Mehrwertsteuer) nicht ein einziges Mal angepaßt wurde. Vor allem aber bezieht es sich auf die extrem hohen Hürden, mit denen die Pflegeversicherung sich vor allzu vielen Leistungsempfängern zu schützen trachtet.

Wenn sogar Mitarbeiter des Medizinischen Dienstes, der Neuanträge begutachtet, unverhohlen und keineswegs scherzhaft verkünden, ohne „Kopf unterm Arm“ habe man kaum eine Chance auf Anerkennung, sagt das über den sozialpolitisch-moralischen Anspruch dieser Institution mehr aus als die geschwollenen Lobhudeleien ihres Schöpfers. Und die beschämend niedrigen Almosen, mit denen Angehörige abgespeist werden, die ihre Alten aufopferungsvoll pflegen, tragen gewiß nicht dazu bei, Familiensinn zu stärken. Ohne eine Renaissance der Familie aber wird die Pflegeversicherung genauso zusammenbrechen wie alle anderen Komponenten unseres Sozialsystems.

Pflegestufen: Eine Minute fürs Zähneputzen

Bei häuslicher Pflege – in aller Regel durch Angehörige – gibt es Geld- oder Sachleistungen, gegliedert in drei Pflegestufen. In Stufe I (erheblich pflegebedürftig) liegt die untere Grenze bei 90 Minuten Zeitaufwand (45 Grundpflege, 45 häusliche Versorgung). Dafür wird ein monatliches Pflegegeld von 205 Euro gewährt. In Stufe II (schwerpflegebedürftig) muß der tägliche Zeitaufwand schon über drei Stunden (davon zwei für die Grundpflege) liegen; dafür gibt es 410 Euro im Monat. Für Stufe III (schwerstpflegebedürftig) werden täglich mindestens fünf Stunden (vier Stunden Grundpflege) vorausgesetzt, bei einem Pflegegeld von 665 Euro. Ein Beispiel für die Maßstäbe, nach denen der MDK (Medizinischer Dienst der Krankenkassen) Pflegegeld-Anträge begutachtet: Für Hilfe beim Zähneputzen wird eine Minute täglich anerkannt. Dieselben Krankenkassen übrigens empfehlen Schulkindern, mindestens zweimal am Tag mindestens fünf Minuten lang ihre Zähne zu putzen. *H. J. M.*

Die Schulden-Uhr: Halbherzig

Nach einem Defizit von „nur“ 370 Millionen Euro 2005 erzielte die Pflegeversicherung 2006 einen Überschuß von 450 Millionen Euro, 2004 waren es 860 Millionen Euro Minus. Grund für das bessere Ergebnis waren die gestiegenen Einnahmen, da unter anderem Kinderlose seit 2005 einen um 0,25 Prozent höheren Beitragssatz zahlen. Offenbar hat dies dafür gesorgt, daß der Reformwille der Bundesregierung nachgelassen hat. Dabei liegen dem Bundesministerium für Gesundheit auch noch andere erschreckende Zahlen vor. So rechnet man mit einem Anstieg der über 60jährigen bis 2030 von 20,5 auf 28,5 Millionen, was einem Anteil von 36 Prozent der Gesamtbevölkerung entspricht. Angesichts dieser Zunahme geht das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung davon aus, daß statt heute zwei Millionen Menschen 2030 drei Millionen Personen fremder Hilfe bedürfen werden.

1.491.884.699.394 €

(eine Billion vierhundierteinundneunzig Milliarden achthundertvierundachtzig Millionen sechshundertneunundneunzigtausend und dreihundertvierundneunzig)

Vorwoche: 1.491.246.629.342 €
Verschuldung pro Kopf: 18.097 €
Vorwoche: 18.089 €

(Dienstag, 6. März 2007, 12 Uhr. www.steuerzahler.de)

Warum ausgerechnet China?

Dem Land Maos gehört offenbar die Zukunft, und der rote Diktator hat offenbar seinen Anteil daran

Von Wolfgang Thüne

Seit vielen Jahren rätseln die Ökonomen und Politiker der westlichen Industrienationen mit zunehmender Erfolglosigkeit, welches das Geheimnis des ebenso rasanten wie nachhaltigen Aufstiegs Chinas zu einer globalen Wirtschaftsmacht ist. Offensichtlich paßt es nicht in die simplen Denkstrukturen privatkapitalistischer Wirtschaftsweiser, daß alle Planwirtschaften kommunistischer Prägung inzwischen zusammengebrochen sind, aber ausgerechnet China eine Ausnahme machen soll?

In der Tat, was China an Wachstum und Wirtschaftskraft vorzuweisen hat, ist beeindruckend, ja atemberaubend. Es sind keineswegs nur gigantische Staudammprojekte, mit denen China Schlagzeilen macht. Das Erwachen des chinesischen Drachens spiegeln am eindrucksvollsten die Bilder der aufstrebenden Millionenmetropolen wider, allen voran Shanghai. Kann, wie ein Nachrichtenmagazin mutmaßt, eine „mausgraue Riege stocksteifer Technokraten“ solch technologische Vielfalt aus dem Boden zaubern? Weltweit ist China inzwischen zweitgrößter Investitionsmagnet nach den USA. Laut Statistik gab es Anfang 2005 knapp 500 000 Firmen mit ausländischer Kapitalbeteiligung mit einer Investitionssumme von zig Milliarden US-Dollar. Allein die BASF hat bis 2005 bereits zwei Milliarden Euro in neue Fabrikationsanlagen investiert.

Die recht hilflos klingende Frage des „Spiegel“ lautet: „Strafen die Chinesen alle Kritiker und Skeptiker Lügen, die glauben, daß Marxismus-Leninismus und Kapitalismus so wenig zusammenpassen wie Teufel und Weihwasser?“ Im Gegenteil, die Chinesen zeigen, wie wenig unsere linksintellektuelle Elite nicht nur die Wahrheit, sondern mehr noch die Wirklichkeit wahrhaben will. Sie lebt in vorgefertigten Denkmustern und verdrängt mit Gewalt, daß der Kapitalismus gemeinsames Fundament von individueller Marktwirtschaft wie sozialistischer Planwirtschaft ist. Doch wer falsche Fragen stellt, wird nie richtige Antworten bekommen.

Deutsche Mao-Freunde reden lieber

Die überwiegende Mehrheit unserer intellektuellen Elite in Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Wissenschaft wurde von der Kulturrevolution der 60er Jahre geprägt. Den jungen neomarxistischen studentischen Revolutionären war das privatkapitalistische System zutiefst zuwider, weil zu repressiv und freiheitsfeindlich. Sie träumten von einem human geläuterten Kommunismus und Sozialismus, erklärten dem Kapitalismus den Krieg und forderten die „Transformation der Industriegesellschaft“. In den Händen schwenkten sie dabei die kleine rote Mao-Bibel.

Doch während sich unsere Elite auf den „Langen Marsch“ durch die Institutionen machte, um sie personell zu erobern, machte sich die Elite Chinas auf den „Langen Marsch“, um China zu einem modernen Industriestaat, zur wirtschaftlichen und technologischen Supermacht zu machen, die inzwischen auch den Weltraum erobert hat.

Die Elite der kommunistischen Partei Chinas hatte Mao wirklich ganz und nicht nur halb gelesen. So steht in der Mao-Bibel von 1986 geschrieben: „Mit Fleiß und Genügsamkeit müssen die Fabriken und Geschäftsläden, alle staatlichen, genossenschaftlichen und sonstigen Unternehmungen betrieben werden. Was auch immer unternommen wird, es muß das Prinzip ‚Fleiß und Genügsamkeit‘ eingehalten werden.“ Weiter: „Bei den Budgetausgaben muß man das Prinzip der Sparsamkeit einhalten. Alle Mitarbeiter der Regierungsinstitutionen müssen begreifen, daß Korruption und Verschwendung schärfste Verbrechen sind.“

Während China den harten preußischen Weg ging, bevorzugte unsere Elite den weichen Weg nach dem Motto „Die Arbeit tun die anderen“! Sie ignorierte Mao, der sagte, daß alle Erkenntnis mit der Praxis beginnt und nicht mit der Theorie und ihrem endlosen Geschwafel. Schon 1944 beklagte Mao: „Vielen unserer Genossen fehlt ein analytisches Denkvermögen, sie wollen nicht tief in die komplizierten Dinge eindringen, sie nicht wiederholt analysieren und erforschen, sondern ziehen simple Schlußfolgerungen vor, die entweder eine absolute Bejahung oder eine absolute Verneinung darstellen ... Diesem Zustand muß für die Zukunft abgeholfen werden.“

Analytisches Denken als Devise

Hier trennen sich die Wege von Mao und seinen idealistischen Jüngern. Während diese das analytische Denken verteufeln und synthetisches Denken propagieren als Lösung aus allem Übel, geht Mao bewußt den harten und anstrengenden, wenn auch längeren Weg. Die Früchte erntet China heute.

Wie bewußt Mao von den studentischen „Mao-Jüngern“ entstellt und verfälscht wurde, zeigen folgende Worte des Vorsitzenden Mao aus dem Jahre 1955: „Mit Idealismus und Metaphysik kommt man in der Welt am leichtesten durch; denn man kann dann soviel Unsinn zusammenschwatzen wie man will, ohne sich auf die objektive Realität stützen zu müssen und ohne der Prüfung durch diese unterworfen zu sein. Materialismus und Dialektik erfordern hingegen Anstrengungen, da muß man sich auf die objektive Realität stützen und die Prüfung durch diese bestehen; unternimmt man keine Anstrengungen, dann wird man in Idealismus und Metaphysik abgleiten.“

Nichts erklärt unsere heutige rückständige Lage besser als diese Warnung Maos. Nichts war verheerender als die Absage der Linksintellektuellen an den analytischen Verstand. Wie besessen planen wir bereits für die Lage im Jahre 2100, sind analytisch aber nicht in der Lage, die Jetzt-Situation korrekt zu beschreiben und die aktuellen Probleme zu lösen. Aus Angst vor der Gegenwart stecken wir den „Kopf in den Sand“ und fliehen in unseren intellektuellen Träumen in eine verheißungsvolle Zukunft.

Frauentage

Von Harald Fourier

Zu den vielen schönen Dingen, die wir aus den „Neuen Ländern" mit in die vereinigte Republik genommen haben, gehört der „internationale Frauentag" (8. März). Der ironische Unterton ist bewußt gewählt, denn diese sozialistische Errungenschaft ist genauso unnötig wie der neue, staatlicherseits verordnete „Antifaschismus" oder die DDR-Kinderkrippen, die jetzt auch im Westen Standard werden sollen.

Vom ganzen ideologischen Unrat des Sozialismus hätte nach 1990 nicht viel übrigbleiben dürfen. Was den Krippen–Irrsinn angeht, so hätte ein einziger Blick in die rumänischen Waisenhäuser und die sowjetischen Kindergärten dafür sorgen müssen. Doch ausgerechnet im privatesten Lebensbereich, in dem es um die Beziehung zwischen Mann und Frau und um ihre Kinder geht, da nimmt der Sozialismus im Mantel des „Gender Mainstreaming" Anlauf zu neuen Höhen.

Männer und Frauen sind im Grundgesetz rechtlich gleichgestellt. Und damit ist alles gesagt. Trotzdem behauptet die brandenburgische Sozialministerin Dagmar Ziegler (SPD) bei der Eröffnung der 17. Brandenburger Frauenwoche dreist: „Für die Gleichstellung von Frauen und Männern in Brandenburg muß weiterhin gekämpft werden."

Konkret wünscht sie sich „mehr Frauen in Führungspositionen". Also mehr Quoten. Und mehr Frauenbeauftragte. Die Hamburger Publizistin Bettina Röhl nennt diese Art der Bevorzugung von Frauen aufgrund ihres Geschlechts „pseudowissenschaftlichen Rassismus" und „Sexismus". Denn natürlich werden Frauen selbst dann noch gefördert, wenn sie es längst weiter bringen als ihre männlichen Kollegen. So ist beispielsweise noch niemand auf die Idee gekommen, Jungen speziell zu fördern, weil ihr Anteil an den Abiturienten immer weiter sinkt.

Die Genossen von Frau Ziegler in Berlin gehen noch viel weiter. Die Berliner Bauverwaltung hat neuerdings eine rein weibliche Führung. Senatorin, zwei Staatssekretäre, eine Senatsbaudirektorin – alles Frauen. Die Regierungspartei PDS wähnt sich bereits am Ziel ihrer Träume. „Ich finde das prima", sagt zum Beispiel Harald Wolf, der als Senator auch für Frauen zuständig ist.

Die entscheidende Frage tritt aber in den Hintergrund, doch die dürfte die Berliner weit brennender interessieren als das Geschlecht hoher Staatsbediensteter – nämlich, ob diese Behörde eigentlich gute Arbeit leistet? Das ist offenbar erst in zweiter Linie entscheidend. So ist das eben, wenn (Personal-)Politik von Ideologen gemacht wird.

Am 13. Mai ist übrigens ein wirklicher Termin, an dem Deutschland seine Frauen feiern kann: Muttertag.

Prügel für Kleinanleger

Schering: Senat leugnet eigene Fehler und sucht Sündenböcke für Arbeitsplatz-Desaster



Fusion „positiv begleitet": Klaus Wowereit vor der Bayer-Schering-Zentrale in Berlin.

Foto: ddp

Von Patrick O'Brian

Alles, was wir wissen, haben wir aus der Presse erfahren müssen", beschwert sich Detlef Schmidt. Der 51jährige arbeitet als Computerfachmann bei Schering. Vielleicht nicht mehr lange. Schmidt und seinen Kollegen wird übel mitgespielt von ihren Chefs.

In Berlin-Wedding brennt die Luft. Letzte Woche versammelten sich die Schering-Mitarbeiter zu einer Demonstration vor dem Firmensitz. Die Beschäftigten sind sauer. 1200 von ihnen werden vermutlich ihre Stelle verlieren. Es mag zynisch in den Ohren der Betroffenen klingen, aber es ist war: Der Abbau war vorhersehbar.

Das weiß auch Michael Müller, Berlins SPD-Chef. Wenn er in seiner Landesgeschäftsstelle aus dem Fenster schaut, dann sieht er (neben viel Elend) eine unübersehbar große Firmenzentrale, die von „Bayer-Schering-Pharma", wie Schering jetzt heißt. Der einst stolze Standort soll gerupft werden, wenn es nach dem Willen der Bayer-Chefs geht. „Personalanpassung" heißt das im Managerdeutsch. Schering ist ein Stück deutsche Wirtschaftsgeschichte – und neuerdings ein Lehrstück über verlogene Politikersprüche im Zeitalter von Firmenfusion und Personalabbau.

Es ist ein knappes Jahr her, da wurde das Chemie-Traditionsunternehmen übernommen, das jeder Berliner kennt. Bayer aus Leverkusen kaufte damals für 1,7 Milliarden Euro Schering – eine Transaktion, wie sie im Wirtschaftsleben zwar nicht alle Tage stattfindet. Trotzdem sind solche Firmenzusammenschlüsse eigentlich unspektakulär.

Für Berlin war es dennoch ein Einschnitt. Mit Schering (Umsatz damals 5,3 Milliarden Euro) verschwand der letzte Konzern mit Sitz in Berlin von der Liste der 30 größten Unternehmen des deutschen Aktienindex Dax, kurz „Dax-30" genannt. Die Inhaber und das Management von Schering hat das nicht gekümmert. Der Preis war einfach zu hoch, um Nein zu sagen.

Der Schering-Vorstand begrüßte daher die Fusion, obwohl sie mehr den Charakter einer „feindlichen Übernahme" hatte. Und die Bayer-Oberen feierten wegen der großen Chancen, die in der Übernahme lägen. Und das, obwohl Analysten damals wenig Vorteile in einer Zusammenarbeit erkennen konnten. Die Landesbank Rheinland-Pfalz zum Beispiel kam wenige Tage vor der Bekanntgabe des Übernahmeangebots zu dem Schluß: „Schering – kein Fall für Bayer".

Die Berliner sollten sich damit trösten, daß sie ja den Sitz der Bayer-Schering-Pharma (nun einer großen Bayer-Tochtergesellschaft) erhalten sollten. Freundlich reagierten deswegen der Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit (SPD) und sein Wirtschaftssenator. Senator Harald Wolf (Linkspartei) teilte im März 2006 mit, daß er „die Option, daß mit Bayer und Schering zwei namhafte deutsche Pharmahersteller einvernehmlich ihre Kräfte in Berlin bündeln" begrüße. Der Senat, so Wolf weiter, werde „das Verfahren" positiv begleiten.

Und sein Chef Klaus Wowereit kündigte lapidar an: „Der Senat wird in naher Zukunft mit dem Vorstand der Bayer AG die Zukunft des Unternehmens und die Frage der Arbeitsplatzsicherheit diskutieren."

Diese Gespräche, wenn sie überhaupt stattfanden, haben augenscheinlich nichts genützt. Bayer wird sich von 1500 Mitarbeitern deutschlandweit trennen, vier von fünf Betroffenen sollen Berliner sein. Der Betriebsrat hat dem Vorstand deswegen erzürnt eine Frist gesetzt, die nächste Woche Dienstag ausläuft. Bis dahin soll die Firmenleitung endlich sagen, was genau mit den Mitarbeitern geschehen soll, ob es einen Sozialplan gibt. So viel ist schon durchgesickert: Schon ab kommendem Jahr stehen betriebsbedingte Kündigungen an.

Wie immer helfen Gewerkschaftsdemos und markige Sprüche von Betriebsräten nicht wirklich weiter. Es war von Anfang an klar, daß diese Fusion auch dazu dienen würde, einen Teil des Personals loszuwerden. So ist es immer. Die Schering-Mitarbeiter hätten die Uhr danach stellen können.

Gleichzeitig steigt der Aktienkurs und füttert damit die reflexartig einsetzende Neiddiskussion und Kapitalismuskritik. Der Senat ist in einer Zwickmühle. Zum einen kann er Bayer nicht dazu zwingen, auf die Personalentlassung zu verzichten. Zum anderen hat er die Fusion ja sogar „positiv begleitet". Wie reagieren die Regierenden also?

Die Linkspartei/PDS geht auf Tauchstation, während die SPD eine gute alte Doppelstrategie hervorzaubert. Schon Gerhard Schröder und Franz Müntefering haben sich in den letzten Jahren ihrer Regierungszeit perfekt ergänzt. Schröder machte den „Genossen der Bosse", während sich „Münte" über die „Heuschrecken" ereiferte und den Arbeiterkämpfer mimte.

Genauso machen sie es jetzt auch in der Hauptstadt: Wowereit tritt zurückhaltend bei den Schering-Beschäftigten auf, während sein Parteichef Michael Müller die rote Keule hervorholt: „Das ist krank, dieses System. Da muß sich jeder mal fragen, was er als Aktionär tut, um Arbeitsplätze in dieser Stadt zu erhalten." Na also: Die Kleinanleger sind an allem schuld, der Senat wußte von nichts.

Wowereit wurstelt weiter

Trübe Aussichten nach 100 Tagen – Brandenburg wendet sich sogar von der Idee einer Fusion mit Berlin ab

Von Markus Schleusener

In Berlin waren verschiedene Jubiläen angesagt, und immer war Klaus Wowereit auf die eine oder andere Art mit dabei. Das Nobelhotel Adlon und das Kaufhaus Kadewe feierten den 100. Jahrestag ihrer Eröffnung.

Wo so viel Glanz ist, da ist der Regierende meist nicht weit. Und so kam Stammkunde Klaus Wowereit als Ehrengast zur Geburtstagsfeier. Dort zog er einen Konditorkittel an und verteilte Torte an seine Untertanen – wie üblich eine perfekte „Wowi-Show".

Wowereit aber hat auch ein Jubiläum zu feiern: Sein neuer Senat ist 100 Tage im Amt. Sektkorken sollen hierfür allerdings keine geknallt haben im Roten Rathaus.

Normalerweise endet an diesem Tag die „Schonfrist" für neue Regierungen. Diesmal aber hat bereits die beinahe verpatzte Wahl des Bürgermeisters (Erfolg erst im zweiten Wahlgang) alle medialen Selbstbeschränkungen aufgehoben. Und seit dem Wiedereinzug ins Rathaus ist es Wowereit auch kaum gelungen, Positiv-Schlagzeilen zu produzieren. Der Senat wurstelt vor sich hin, als wäre er am Ende einer langen Regierungsperiode und nicht an deren Anfang.

Die Senatoren der Linkspartei/PDS Harald Wolf (Wirtschaft) und Heidi Knake-Werner (Soziales) wirken nach dem Wahldebakel ihrer Partei wie traumatisiert. Ihre Truppe war 2006 auf 13,4 Prozent gefallen, nach 22,6 fünf Jahre zuvor. Und PDS-Senatorenneuling Katrin Lompscher (Gesundheit) trägt kaum zu einem erfolgreicheren Erscheinungsbild der Regierung und ihrer gerupften Partei bei.

Die SPD-Regierungsmitglieder stehen kaum besser da. Der neue Schulsenator Jürgen Zöllner mogelt sich um die Anerkennung der Realitäten an den Schulen herum: Die Statistik weist mehr Straftaten an Schulen auf? Das liege nur an der gestiegenen Anzeigenbereitschaft – so in etwa sieht die offizielle Linie des Senators aus zur Lage an den Gewaltschulen.

Solide erscheint nur die Arbeit von Innensenator Ehrhart Körting und Finanzsenator Thilo Sarrazin (beide SPD). Um so schlechter ist dagegen das Bild, das ihre Genossin Gisela von der Aue (Justiz) abgibt. Schon ihre Vorgängerin mußte Rede und Antwort stehen wegen der katastrophalen Zustände im Strafvollzug. An denen hat sich seit dem Amtswechsel nichts geändert. Jetzt gab es in den Anstalten auch noch einen Medikamentenskandal. Die „Berliner Morgenpost" will läuten gehört haben, daß im Parlament bereits Wetten darauf abgeschlossen würden, daß von der Aue als erste aus dem Senat fliegen dürfte.

Vor diesem Hintergrund ist der konzertierte Widerstand der Medien, gerade jener aus dem Hause Springer wie „Bild" Berlin, „BZ" und „Berliner Morgenpost/Welt" gegen die Schließung des Tempelhofer Flughafens nur ein weiteres Ärgernis. Wowereit hat bisher alle Angebote und Pläne für einen Weiterbetrieb vom Tisch gewischt, muß sich deswegen als „Tempelhof-Blockierer" beschimpfen lassen. CDU-Spitzenmann Friedbert Pflüger wittert seine Chance. Die Union wird sich wahrscheinlich massiv an einem Volksbegehren gegen die Tempelhof-Schließung beteiligen. Immerhin sind laut Umfragen drei Viertel aller Berliner für den Erhalt von Tempelhof.

Einem anderen Herzensanliegen hat der Regierende Bürgermeister überraschenderweise eine Beerdigung zweiter Klasse verschafft: der Länderfusion mit Brandenburg. Seit Jahren trommelt der Senat für ein Zusammengehen beider Bundesländer. Wowereit: „Ich stehe geschmückt wie ein Bräutigam vor dem Fusionsaltar. Aber meine Braut kommt nicht." Regelmäßig hat er einen Korb von seinem Amtskollegen und Parteigenossen aus Potsdam, Matthias Platzeck, erhalten. Zuletzt nach der Karlsruher Entscheidung über den Berliner Schuldenberg. Den sollen die Berliner mal schön alleine abbauen, ist der parteiübergreifende Konsens der Brandenburger. „Auf absehbare Zeit" sei eine Fusion ausgeschlossen, erklärte daraufhin Platzeck. Eine Abfuhr für die Hauptstadt, die mit dem Versuch gescheitert war, einen Großteil ihrer Miesen auf den Bund und andere Länder abzuwälzen.

Wowereit war beleidigt über Potsdam, hat die Charmeoffensive beendet und eine Retourkutsche gefahren, wie es in Senatskreisen heißt: Berlin hat die Zusammenlegung der Wirtschaftsfördergesellschaften beider Bundesländer gestoppt. Sehr zum Ärger der Brandenburger. Wenn diese Episode etwas beweist, dann das: Wowereit ist jederzeit bereit, seine Überzeugungen zu beerdigen, sobald es ihm opportun erscheint. Warum sollte er sich im Falle der Schließung von Tempelhof anders verhalten? Wenn das Volksbegehren gegen ihn zu laufen droht – und das wird es – dann ändert er eben seine Meinung. Bisher ist er stets gut damit durchgekommen. Die ersten 100 Tage seines neuen Senats geben einen entsprechend zwiespältigen Vorgeschmack auf die Zeit bis 2011.

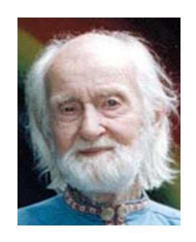
Bandengewalt eskaliert

Die Gewalt von Jugendbanden in der deutschen Hauptstadt ist 2006 rapide gewachsen. Neu ist Berichten zufolge nicht bloß die steil wachsende Zahl der Delikte, sondern auch die immer erschreckendere Brutalität der Täter. Zudem erweitern die Gangs ihren Aktionsradius auf gutbürgerliche Viertel, die bislang von Bandengewalt verschont geblieben waren.

Die offizielle Statistik sagt offenbar wenig über das wahre Ausmaß der Gewaltwelle aus. Cornelia Seibeld, CDU-Mitglied des Berliner Abgeordnetenhauses, trug laut der Lokalausgabe der „Welt" 27 Fälle für eine kleine Anfrage an den rot-roten Senat zusammen. Nur einer davon war bei der Polizei aktenkundig.

Auch wird Berichten zufolge ein irreführender Eindruck hinsichtlich der ethnischen Zugehörigkeit der Tatverdächtigen erzeugt, indem allein die Staatsangehörigkeit berücksichtigt wird. Nach ethnischer Herkunft indes liegt der Anteil deutscher Tatverdächtiger etwa in Neukölln und Kreuzberg-Friedrichshain bei nur rund zwei Prozent. *H.H.*

Zeitzeugen



Baldur Springmann – 1912 geboren stellte Springmann schon 1954 seinen Hof in Holstein auf biologisch-dynamischen Anbau um. In den 70ern stieg er zur Ikone der Umweltbewegung auf und gehörte zu den Mitbegründern der Grünen. Von ihnen trennte er sich bald wegen der Linkswendung der Partei und gründete mit Herbert Gruhl 1982 die „Ökologisch-Demokratische Partei" (ÖDP). Springmann bekannte sich auch stets zu seiner patriotischen Gesinnung. Er starb 2003.

Herbert Gruhl – Wie Springmann, Mitbegründer der Grünen, gelangte Gruhl (1921–1993) 1969 zunächst für die CDU in den Bundestag und wurde ihr Fraktionssprecher für Umweltfragen. Mit seinem Buch „Ein Planet wird geplündert" malte er 1975 ein düsteres Bild von der Zukunft unseres Planeten.



Klaus Töpfer – Nachdem der allererste Bundesumweltminister Walter Wallmann schon nach neun Monaten aus dem Amt schied, bekleidete Klaus Töpfer diesen Posten von 1987 bis 1994. Der 69jährige gebürtige Schlesier verlieh dem Ministerium öffentliche Aufmerksamkeit. Bereits in seine Zeit fallen die Vorbereitungen für das „Kyoto-Protokoll" von 1997. Von 1998 bis 2006 war Töpfer Umweltdirektor der Vereinten Nationen in Nairobi.

Joschka Fischer – Der 1948 geborene Joseph Martin Fischer trieb sich nach dem Schulabbruch in linksradikalen Zirkeln herum und war an Übergriffen beteiligt. 1985 wurde er Umweltminister in Hessen – in der ersten rot-grünen Landesregierung überhaupt. Umweltfragen reizten ihn jedoch weniger, weshalb er 1998 bis 2005 lieber auf seinen Traumjob als Bundesaußenminister wechselte.



Angela Merkel – Heute fast vergessen, fungierte Angela Dorothea Merkel (52) im letzten Kabinett Kohl 1994 bis 1998 als Bundesumweltministerin, nachdem die heutige Kanzlerin zuvor bereits das Ressort Frauen und Jugend geleitet hatte. Im Unterschied zu Vorgänger Töpfer vermochte sich Merkel jedoch kaum als Umweltpolitikerin zu profilieren. In ihre Amtszeit fällt allerdings die Verabschiedung des „Kyoto-Protokolls" zum sogenannten Klimaschutz.

Die Grünen überholen

Union ist in Sachen Umweltschutz besser im Thema, als ihr Ruf vermuten läßt

Von SVERRE GUTSCHMIDT

Die CDU will im Umweltschutz die Grünen überholen und in ihrem neuen Parteiprogramm ein Öko-Profil zeigen, Autofahrer belasten sowie die Kernenergie nur noch sehr begrenzt berücksichtigen. Das plant nach übereinstimmenden Medienberichten eine Arbeitsgruppe unter Leitung des Agrarstaatssekretärs Peter Paziorek. Ein radikaler Wandel bahnt sich an – doch was macht Unions-Umweltpolitik eigentlich aus?

Lange Zeit kein eigenes Umweltprofil

1961 erntete Willy Brandt mit der Forderung, man müsse „den blauen Himmel über der Ruhr" sichtbar machen, Hohngelächter seitens der CDU/CSU und Unverständnis von SPD-Genossen. Das Zeitalter des Umweltschutzes brach gerade an. Für großes Aufsehen sorgte die amerikanische Biologin Rachel Carson 1962 mit ihrer Warnung vor einem „stummen Frühling", den Auswirkungen des damaligen Schädlingsbekämpfungsmittels DDT auf die Vogelwelt. Der Giftstoff wurde in Folge fast weltweit verboten. Die 60er waren die Zeit, in der erste Öko-Karrieren starteten: so die von Hubert Weinzierl. Von 1965 bis 1972 war der Konservative ehrenamtlicher Regierungsbeauftragter für Naturschutz in Niederbayern, ab 1969 Vorsitzender des Bundes Naturschutz (BUND) in Bayern. Mit Weinzierl kam die Wende vom unpolitischen, geselligen Verein zum Interessenverband. Doch konservatives Engagement war Privatsache.

In den 70er Jahren startete diese sogenannte zweite Umweltbewegung durch – die erste der 20er Jahre war keine Massenbewegung, sondern eine konservativ-intellektuelle Randerscheinung geblieben.

Kampagnen wurden von besorgten Bürgern gestartet. Vorbild waren die Protestbewegungen. Die Bürgeraktion Umweltschutz Zentrales Oberrheingebiet entstand 1971 aus dem Widerstand gegen die Expansionspläne einer Erdölraffinerien in Karlsruhe. An der Union gingen solche Initiativen weitgehend vorbei, fanden keinen Einzug in parteiliche Programmatik. Anfang der 70er waren allgemein jedoch Naturschützer aus konservativem Milieu tonangebend. So in der „Gruppe Ökologie", die unabhängig von ideologischen Zielen für den Erhalt der Umwelt eintrat. Der Journalist Horst Stern, Verhaltensforscher Konrad Lorenz, Zoologe Bernhard Grzimek und Tierfilmer Heinz Sielmann prägten die Gruppe. Auch der BUND vereinigte sich 1975 bundesweit gestützt auf diesen Personenkreis. Das Tannensterben im Schwarzwald alarmierte ab 1976 die dortige CDU-Landespolitik.

Katalysatorpflicht kam von der Union

In den 80er Jahren nahm die CDU sich generell der Umwelt an. Die Grünen hatten das Schlagwort inzwischen für sich vereinnahmt. Innerhalb weniger Jahre drängten sie konservative Naturschützer ins politische Abseits. Dort formierte sich 1981 die Ökologisch-Demokratische Partei (ÖDP), die als Kleinpartei vor allem in Bayern im Kontrast zu den linksorientierten Grünen bescheidene Erfolge feierte. Weil CSU wie CDU ein Öko-Flügel fehlte, war eine Nische entstanden. Die forst- und landwirtschaftlich orientierten Politiker (Ignaz Kiechle) der Union waren zwar einflußreich, sie orientierten sich jedoch weniger an „naturverträglicher Landwirtschaft mit artgerechter Tierhaltung" (ÖDP, Grüne), sondern setzten sich im Sinne klassischer Interessenpolitik für Bauern und ländlichen Raum ein.

Die große Wende brachte die Katastrophe im sowjetischen Kernkraftwerk Tschernobyl am 26. April 1986. Als Reaktion berief Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU) den Frankfurter Oberbürgermeister Walter Wallmann (CDU) am 6. Juni 1986 zum ersten Bundesminister für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit. Knapp ein Jahr später im April 1987 schied Wallmann bereits aus dem Amt. Zu sehr war er während einer Unfallserie, bei der 1986 aus Chemiefirmen in großer Menge Gift in den Rhein floß, beschwichtigend aufgetreten. Hilflos erschien dabei die Politik gegenüber der Industrie. „Ich gehe nicht davon aus, daß mir bewußt die Unwahrheit gesagt worden ist. Aber objektiv war es die Unwahrheit", sagte Wallmann. Tonnenweise tote Fische, geschlossene Wasserwerke und Trinkwasser nur per Lkw verhagelten im Bundestagswahlkampf Helmut Kohl die Laune.

Wallmanns Amtsnachfolger Töpfer (CDU) setzte dagegen zahlreiche Änderungen der Umweltgesetze durch. Kläranlagen wurden ausgebaut, Braunkohlekraftwerke mit Filtern ausgestattet. Unvergessen bleibt auch Töpfers Bad im Rhein. Aktionismus für die einen, eine Zeit wichtiger Anfänge für andere. Das Waldsterben wurde ab 1984 bundesweit erfaßt. Flächenstillegungsprämien entschärften die Belastung in der Landwirtschaft. Die Dünnsäureverklappung in der Nordsee endete. Und auch das Dosenpfand und der Katalysator als Pflicht im Auto seit den 90ern gehen auf Unionsentscheidungen dieser Epoche zurück.



Sünder? Aktionen gegen CDU/CSU sind bei Umweltschützern beliebt. Foto: ddp

Weit weniger spektakulär

Geht die Welt jetzt wirklich unter? Der schon der Öffentlichkeit zugängliche Teil des Klimaberichts der Vereinten Nationen, genauer des 1988 von ihr mitgegründeten Ausschusses Intergovernmental Panel on Climate Change (IPPCC) liest sich keineswegs so spektakulär, wie einem die deutschen Medien glauben machen wollten. In der vom Bundesministerium für Bildung und Forschung zur Verfügung gestellten deutschsprachigen Übersetzung ist nirgendwo das Enddatum 2020 zu lesen. Der bisher veröffentlichte Teil des Berichtes befaßt sich nur mit den bisherigen Forschungsergebnissen. Die Teile, in denen es um die zu erwartenden Auswirkungen des Klimawandels und die Handlungsoptionen zur Vermeidung weiterer Treibhausmissionen geht, sind noch gar nicht veröffentlicht.

Der bisher bekannte Ausschnitt besagt: „In den letzten 100 Jahren hat sich die Erde im Mittel um 0,74 Grad Celsius erwärmt. Elf der letzten zwölf Jahre waren unter den 20 wärmsten Jahren seit Beginn der Beobachtungen."

Das Enddatum 2020 wird nicht genannt

Weiter: „Das heutige Niveau der Treibhausgase liegt deutlich höher als das natürliche Niveau in den letzten 650 000 Jahren … Werden die Treibhaus-Emissionen nicht verringert, ist eine Zunahme von 0,2 Grad Celsius pro Dekade für die nächsten 30 Jahre sehr wahrscheinlich."

Und zum Meeresspiegel: „Unter den gleichen Annahmen zur Emissionsentwicklung zeigen die Modelle im Laufe des Jahrhunderts einen Meeresspiegelanstieg von 18 bis 38 Zentimetern für ein niedriges Szenario und 26 bis 59 Zentimeter für ein hohes Szenario."

Das IPCC betreibt übrigens selbst keine Wissenschaft. Seine Aufgabe ist es die Forschungsergebnisse von Wissenschaftlern weltweit zusammenzufügen. Am jetzigen Bericht arbeiteten so indirekt Hunderte von Forschern mit, unter ihnen 58 Deutsche. Letztendlich ist der sogenannte UN-Klimabericht also nur ein Mix aus den verschiedensten Erkenntnissen, der zudem vor seiner Veröffentlichung von zahlreichen von Regierungen entsandten Politikern und Juristen gegengelesen und bedingt verändert werden kann. *Bel*

Hauptsache, die Welt geht unter

Offenbar liebt die Menschheit Endzeitszenarien, denn das Aus ihrer vertrauten Umgebung wurde oft prognostiziert

Von HANS HECKEL

Noch zwölf Jahre und neun Monate, dann, 2020, sei es für die Rettung der Erde zu spät, prophezeien die Klima-Auguren. Seit jeher sind Menschen ansprechbar für Endzeitvisionen, die Ahnung vom nahen Untergang der Welt wühlt sie seit Jahrtausenden auf.

Die ältesten Untergangsvisionen sind religiöser Natur. Die Germanen erwarteten die Götterdämmerung, bei der sich alle lebenden und toten Krieger gemeinsam mit den Göttern einem letzten großen Kampf stellen. Das Christentum sieht dem Jüngsten Tag entgegen, an dem sich alle vor Gott zu verantworten haben.

Mit der fortschreitenden Säkularisierung haben sich die Visionen indes zunehmend vom Religiösen ins Irdische verlagert. Karl Marx sah es angesichts der großen Dampfmaschinen-Fabriken seiner Zeit als ausgemacht an, daß kleine Fertigungsbetriebe schon bald keine Chance mehr haben würden. Nur Fertiger großer, normierter Stückzahlen würden überleben und wenige Fabrikbesitzer reich machen. Die große Mehrheit würde als billige Arbeitssklaven in den Fabriken „verelenden".

Marx konnte weder die Begünstigung eines industriellen Mittelstandes durch technische Innovationen vorhersehen noch den gewaltigen Aufschwung der Dienstleistungsbranche. So schlüssig seine „Verelendungstheorie" aus seiner Zeit heraus klingen mochte, so gründlich wurde sie von der weiteren Entwicklung überrollt.

Später richteten sich Endzeitvisionen auf apokalyptische Kriege mit entsetzlichen neuen Waffen. Unter dem Eindruck der Hiroshima-Bombe, von Blockspaltung und atomarem Wettrüsten fokussierten sich die Szenarien nach dem Zweiten Weltkrieg auf die nukleare Katastrophe, in welcher die gesamte Zivilisation zerstört würde. „Der nächste Krieg wird mit Atombomben geführt, der übernächste mit Speeren", so die gängige Formel. Aus dieser Prognose entwickelte sich nicht allein der heftige Protest gegen Atomrüstung, sondern gegen Rüstung überhaupt, da Panzer und ähnliches unnütz seien, weil der nächste Krieg von den Schaltpulten der atomaren Abschußrampen geführt würde. Daß statt dessen wieder „kleine" konventionelle Kriege stattfänden – und das sogar in Europa (Balkan) – galt den Rüstungsgegnern noch in den 1980er Jahren als vollkommen abwegige Lüge profitgieriger Waffenproduzenten.

Während bis in die 1960er Jahre technischer Fortschritt – trotz der Angst vor einem Atomkrieg – und wirtschaftliches Wachstum als Verheißung gefeiert wurden, breitete sich seit etwa 1970 eine Bewegung aus, die beides nunmehr als Bedrohung empfand und daran wiederum neue Untergangsprognosen hängte. Die friedliche Nutzung der Kernenergie wird seitdem als möglicher Auslöser von Weltkatastrophen ausgemacht.

Ab den späten 70ern sorgten zudem Computer als „Arbeitsplatzvernichter" für Angst. Bald stellte sich heraus, daß die Arbeitslosigkeit in den Regionen am geringsten war, wo die meisten Computer eingesetzt wurden, während die „klassischen" Industrieregionen in die Knie gingen.

Anfang der 1980er Jahre grassierte das „Waldsterben". Die Zahlen waren in der Tat alarmierend. Allerdings blieb weitgehend unbeachtet, daß der „Waldschadensbericht" erst seit 1980 jährlich erstellt wurde. Daher war der deutsche Wald Ende 1983 so krank wie noch nie – nie seit Beginn der Erhebung drei Jahre zuvor. Natürliche Ursachen dafür anzugeben wie die heißen Sommer 1982 und 1983 galt als Schönfärberei.

Dann folgte die „Klimakatastrophe". Der „Spiegel" prophezeite am 11. August 1986: „Die Wissenschaftler warten auf ein, wie sie es nennen, ‚Signal': eine steile Fieberzacke in der Temperaturkurve des Planeten. Ein solch unmißverständliches Zeichen, da sind sich die Gelehrten einig, wird spätestens Anfang der 90er Jahre auftauchen, alles Weitere dann Schlag auf Schlag folgen."

»Wider die falsche Toleranz«

Zentralrat der Ex-Muslime hat sich in Berlin gegründet und warnt vor der Islamisierung Deutschlands

Von Peter Westphal

„Wenn wir nichts tun, werden wir am Ende selbst hier in Deutschland gesteinigt.“ Mit dieser Aussage schockte Mina Ahadi, die Vorsitzende des neugegründeten Zentralrat der Ex-Muslime (ZdE), die anwesenden Journalisten. Der ZdE hatte vergangene Woche in das Haus der Bundespressekonferenz geladen, um sich erstmals der Öffentlichkeit vorzustellen. Im Mittelpunkt stand die Kampagne „Wir haben abgeschworen!“, die – mit der bewußt provozierenden Losung – auf die jahrzehntealte feministische Parole „Wir haben abgetrieben!“ anspielt.

Wie ungeheuer bedrohlich die Lossagung vom Islam, die im Islam nicht vorgesehen ist, auch für Menschen mit deutschem Paß und auf dem Boden des Grundgesetztes ist, zeigte eben diese Veranstaltung. Denn seit der Zentralrat der Ex-Muslime seine Konstituierung angekündigt hatte, erhielten dessen Gründungsmitglieder mehrfach Morddrohungen. So umgab die Veranstaltung ein massives Sicherheitsaufgebot.

Dabei hätte der Zeitpunkt der Pressekonferenz symbolischer kaum sein können. Fand doch parallel im Französischen Dom in Berlin-Mitte, unter dem Dach der Evangelischen Akademie, eine vom Annemarie-Schimmel-Forum ausgerichtete Veranstaltung statt, die – unter dem Motto „Religion und Integration“ – unter anderem mit Milli Görus, dem Zentralrat der Muslime und dem Verband Islamischer Kulturzentren (VIKZ) gerade jene Organisationen zu ihren Teilnehmern zählte, deren Wirken in letzter Konsequenz die Implementierung islamischer Parallelwelten in Deutschland bedeutete. Gerade dagegen wendet sich der neugegründete Zentralrat der Ex-Muslime: „wider die falsche Toleranz!“, wie es im ersten Positionspapier heißt.

Denn der Islam sei in seiner „konsequenten Form mit diversen Artikeln des Grundgesetzes“ nicht vereinbar und könne von daher nicht dessen vollen Schutz in Anspruch nehmen. Die demokratische Öffentlichkeit Deutschlands wird aufgerufen, der „Islamisierungsstrategie auf allen Ebenen“ offensiv entgegenzutreten.

Schäubles Versuch einer Islamkonferenz erscheint den Protagonistinnen der Ex-Muslime, etwa der stellvertretenden Vorsitzenden Arzu Toker, als ein katastrophales Signal. Denn das Zeichen, das hiervon ausgehe, wäre eine Form der Akzeptanz. Die Leute würden denken, „wenn die sogar der Innenminister einlädt, dann sind die doch legitimiert“. Für Arzu Toker ist das ein verhängnisvoller Irrtum. Denn die große Mehrheit der zirka 3,2 bis 3,5 Millionen Menschen in Deutschland, die aus muslimisch geprägten Ländern stammen, würden nicht durch die islamischen Verbände repräsentiert, die sich gleichwohl immer wieder anmaßen, im Namen aller Muslime zu sprechen. Dieser Alleinvertretungsanspruch wurde von den Ex-Muslimen für nichtig erklärt. Denn maximal 300 000 Muslime sind in Deutschland überhaupt organisiert. Für den übergroßen Rest, also gut 90 Prozent, will der Zentralrat der Ex-Muslime sprechen, im Zweifelsfall auch – wenngleich es so explizit nicht gesagt wird – für all jene, die sich als säkulare Muslime sehen.

„Wir tun das auch für Sie“, denn, so Ahadi, es gehe ihrem neugegründeten Verband nicht gegen Muslime, sondern gegen das Vordringen einer islamistischen Politik in Deutschland. Konkret heißt dies zum Beispiel: konsequentes Verbot des Kopftuchs im öffentlichen Dienst, da es ein Erkennungszeichen des politischen Islams sei und für die Unterdrückung der Frau stehe. In diesem Zusammenhang verweist Arzu Toker auf die frauen- wie männerfeindliche Ausrichtung des Islams. Denn durch das Schleiergebot im Islam würden auch die Männer diskriminiert, sie würden „zum triebgesteuerten Zuchttier degradiert“. Der Verein, der inzwischen über 120 Mitglieder zählt, hat für den Herbst eine „Kritische Islamkonferenz“ angekündigt, die unter dem Motto „Aufklären statt Verschleiern!“ stehen wird. Informationen: www.ex-muslime.de



„Wir haben abgeschworen“: Mina Ahadi ist nur eine von vielen Ex-Muslimen. Foto: pa

Die Gründerinnen

Die Vorsitzende Mina Ahadi und deren Stellvertreterin Arzu Toker sind die prägenden Gesichter des jetzt gegründeten Zentralrats der Ex-Muslime (ZdE). Ahadi wurde 1956 in Abhar (Iran) geboren, studierte an der Universität Tabriz Medizin und engagierte sich in der linken Opposition gegen den Schah. Als die Islamisten die Macht ergriffen hatten, organisierte sie 1979 eine Demonstration gegen den von Khomeini verordneten Kopftuchzwang. Als regimekritische Aktivistin wurde sie vom Studium ausgeschlossen und mußte schließlich in den Untergrund gehen, nachdem Ende 1980 während ihrer Abwesenheit die Geheimpolizei die Wohnung durchsucht, ihren damaligen Mann sowie fünf Gäste festgenommen und kurz darauf hingerichtet hatte. Steckbrieflich gesucht und in Abwesenheit zum Tode verurteilt flüchtete sie nach Kurdistan, später nach Wien. Seit 1996 lebt sie in Köln. 2001 gründete sie das Internationale Komitee gegen Steinigung, ein Netzwerk, dem 200 internationale Organisationen angehören, und 2004 das Komitee gegen Todesstrafe.

Ihre Mitstreiterin Arzu Toker entstammt einer liberalen türkischen Familie und wurde 1952 in Ostanatolien geboren. 1974 wanderte sie nach Deutschland aus, wo sie seither als Journalistin, Pädagogin und Übersetzerin tätig ist. Aufsehen erregte ihr Hörfunkbeitrag „Die Frau im Islam, eine psychoanalytische Annäherung an Mohammed als Ehemann“. Von 1985 bis 1997 saß sie als Ausländervertreterin im Rundfunkrat des WDR. Sie wendet sich vehement gegen das vom ZDF wie auch vom SWR geplante „Wort zum Freitag“. Wenn es dazu kommen sollte, so Toker, wolle sie ein „Wort zum Montag“ haben: da werde sie Nietzsche lesen, denn „Gott ist tot“. Im Herbst 2007 wird das von ihr übersetzte und herausgegebene Werk „Frauen sind eure Äcker!“ erscheinen, das die Stellung der Frau in der Scharia thematisiert.

Meldungen

Lohnverzicht tut Wirtschaft wohl

Köln – Das Institut der deutschen Wirtschaft (IW) warnt die Gewerkschaften vor zu hohen Lohnforderungen. So hätte gerade der Lohnverzicht in den letzten Jahren die Wettbewerbsfähigkeit des Standortes Deutschland gestärkt und so bis zu 600 000 sozialversicherungspflichtige Jobs erhalten. Auch widerlegt das IW das Argument der Gewerkschaften, daß höhere Löhne den stagnierenden Binnenkonsum anfeuern würden. Vielmehr sei es so, daß die Höhe der Arbeitslosigkeit die Menschen in ihrer Nachfrage intensiver beeinflusse: „Im Schnitt führte ein Anstieg der Erwerbstätigenzahl um ein Prozent zwischen 1992 und 2006 zu einem Anstieg des realen Konsums um fast 0,8 Prozent, wohingegen ein tarifliches Lohnplus von einem Prozent ein Konsumplus von 0,3 Prozent brachte.“

Am liebsten mit dem Auto

Köln – Zweimal im Jahr fährt der EU-Bürger im Durchschnitt in den Urlaub – das machte im Jahr 2004 rund 408 Millionen Reisen. Die Deutschen lagen dabei mit 2,3 Ferienreisen pro Bürger etwas über dem Schnitt. Während Franzosen, Griechen, Italiener und Spanier dabei aber vor allem in ihren eigenen sonnenverwöhnten Gefilden Entspannung suchen, verbringen Iren, Dänen und Deutsche rund zwei Drittel ihrer Urlaube in der Ferne. Gut die Hälfte der Trips absolvieren die Bundesbürger dabei mit dem eigenen Auto, in jeden vierten Urlaub heben sie mit dem Flieger ab. Die Vorliebe für das Auto rührt wohl mit daher, daß viele Touristen ihre Reise gerne selbst planen – nur ein Drittel der Fahrten in Europa ist von einem Veranstalter organisiert. So starten die Niederländer zu gut zwei Dritteln mit dem eigenen Wagen. Die Mehrheit der Briten hingegen entflieht den Wetterkapriolen der Insel mit dem Flugzeug. *IW*

Ost-Deutsch (5):

»Tralalácek«

Von Wolf Oschlies

Im ostböhmischen Chrudim ist der berühmte Kinderchor „Tralalácek“ zu Hause – mit Akzentzeichen über dem dritten A und „Hatschek“ über dem C, also „Tralalahtschek“ gesprochen. Ein schöner Name, der zwei Hinweise enthält – auf Musik und auf die deutsche Sprache. „Trallala“ hat etwas mit „trällern“ zu tun, dem unartikulierten (onomatopoetischen, also lautmalerischen) Singsang: Von „Tri-Tra-Trallala, Kasperle ist wieder da“ bis zu „Lustig, lustig, tralalala, bald ist Niklaus-Abend da“ und so unendlich weiter. Dieses Trallala haben sich Slawen abgehört, wie das bekannteste slowakische Volkslied verrät, „Tancuj, vukkrucaj“ (tanze, dreh dich, aber wirf den Ofen nicht um), dessen Refrain nur aus „tróla, tróla, trálala“ besteht, zum Mitsingen gemacht.

So weit, so bekannt – aber mit dem „Tralalácek“ nur bedingt verbunden. Aus dem nord-böhmischen Litomerice, deutsch Leitmeritz, stammte der unvergessene Clown Felix Holzmann, der bis zu seinem Tod 2002 als zweisprachiger Komödiant bei Tschechen und Sachsen eine Legende war. Zu seiner Aufmachung gehörte die dicke „bryle“ (weiteres deutsches Lehnwort) und der „Tralalácek“ – der kleine runde Hut, wie aus Bildern zu schließen ist. Aber ein Clownshütchen ist der nur in diesem Fall. In einem Feuilleton über den deutschen Rennrodler Georg Hackl berichtete der Tschechische Rundfunk, er trüge privat gern „kozené kalhoty a tralalácek“ – Lederhosen und Trachtenhut. Das ist der Tralalácek nämlich, der regional typische Hut, mit Feder oder Gamsbart, wie er von Trachtenkapellen auch getragen wurde und von ihnen in die sprachlich-musikalische Folklore der Nachbarn hinterm Böhmerwald kam.

Völlig hochsprachlich scheint er nicht zu sein, da der Tralalácek (soweit ich sehe) in Wörterbüchern nicht auftaucht. Zehntausende deutsche Wörter sind auf verschlungenen Wegen gen Osten gewandert und haben sich dabei bis zur Unkenntlichkeit verändert – wie die russische „erunda“, die eigentlich „Unsinn“ bezeichnet und vom deutschen „hier und da“ herrührt, wie das kroatische „bilikum“, von deutsch „Willkommen“, der traditionelle Begrüßungsschluck der Dalmatier. Und andere mehr, vor deren sprachlicher Kreativität man nur den Tralalácek ziehen kann.

Gottes weibliche Seite

Evangelische Kirche im Rheinland schreckt im Auftrag der Gleichstellung vor nichts zurück

Von Wolfgang Reith

Zur Reduzierung der „Dominanz männlicher Sprachformen“ hat die Evangelische Kirche im Rheinland jetzt eine Handreichung veröffentlicht, die zu einem „gerechten Sprachgebrauch im Gottesdienst“ ermuntern soll. So wird in dem Faltblatt zum Beispiel erläutert: „Gottesdienstgemeinden setzen sich aus unterschiedlichen Menschen zusammen. Ein gerechter oder inklusiver Sprachgebrauch bemüht sich um Gerechtigkeit im Blick auf Frauen und Männer, Mädchen und Jungen, Menschen mit Behinderungen, Personen unterschiedlicher Hautfarbe, gesellschaftlicher Minderheiten.“ Aus diesen Gründen sei es empfehlenswert, „Gott durch nicht bloß männliche Pronomina wiederzugeben“. Vorgeschlagen wird statt dessen, die weibliche und die männliche Form abwechselnd zu verwenden („Gott / sie“ beziehungsweise „Gott / er“) oder aber einer geschlechtsneutralen Anrede den Vorzug zu geben („Gott, du Geist des Lebens“). Die feminine liturgische Formel könnte dann etwa wie folgt lauten: „Im Namen der heiligen und heilenden Geistkraft, die uns alle verbindet. Sie sei mit uns.“

Statt »Er sei mit uns«, heißt es jetzt auch »Sie sei mit uns«

Begründet wird dies alles damit, daß die Bibel neben der vorherrschenden Vater-Anrede auch eine weibliche Bildsprache kenne: „Gott als gebärende Frau, als stillende Mutter, als Geburtshelferin, als Haushälterin, als Bäckerin, als Henne oder als Weisheit.“ Das biblische Bilderverbot, so wird argumentiert, erfordere unabdingbar eine „geschlechtsübergreifende Metaphorik“, also eine Verbildlichung in Worten.

Den Höhepunkt dieser skurrilen Auslegung der Heiligen Schrift stellt schließlich ein exemplarisches Fürbittengebet für homosexuelle Paare mit Kindern dar, in dem der „inklusive“ Sprachgebrauch verdeutlicht werden soll: „Wir bitten dich, Gott, um Unterstützung für Schwule, Lesben, die sich für Kinder entschlossen haben, daß sie in deiner Liebe und Gerechtigkeit groß werden und wir uns an ihrem Gedeihen freuen können.“ Eine große rheinische Tageszeitung, die sich der christlichen Tradition des Abendlandes verpflichtet fühlt, schrieb dazu in einem Kommentar, daß inzwischen „der Eifer, Bibel und Liturgie politisch korrekt durchzukorrigieren“, sehr viel gewichtiger zu sein scheine „als sprachliche und exegetische Skrupel.“

Kirchenaustritte werden so provoziert

Mit Sicherheit wird der zum Teil blasphemisch anmutende Inhalt der Handreichung, hat sie denn erst einmal die einzelnen Gemeinden in vollem Umfang erreicht, nicht nur zu einer äußerst kontroversen Diskussion führen, sondern auch die Kirchenaustritte wieder anschwellen lassen. In den letzten Jahren hat man immer wieder deren hohe Zahl beklagt – und sich darüber gewundert. Erst kürzlich räumte in diesem Zusammenhang der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bischof Huber, dazu ein, daß mancher vielleicht auch deshalb der Kirche den Rücken gekehrt hätte, weil diese in der Vergangenheit zu häufig politisiert habe, statt das Wort Gottes zu verkündigen. Was er nicht deutlich machte: Der politisierende Missionsgedanke war auch ein Produkt von Pfarrern, die sich zu den Alt-68ern zählten und die seinerzeit Theologie studiert hatten, um die Gesellschaft zu verändern. Das Resultat sehen wir heute! Deshalb war es auch nur folgerichtig, daß im Laufe der Zeit viele bibeltreue evangelische Christen die Amtskirchen verließen (und immer noch verlassen), weil sie sich durch selbige nicht mehr repräsentiert fühlen.

In der Bibel heißt es in der Apostelgeschichte (Kapitel 2, Verse 1-13) über die Ausgießung des heiligen Geistes: „... und sie wurden alle voll des heiligen Geistes und fingen an, zu predigen mit anderen Zungen ... Sie entsetzten sich aber alle und wurden irre und sprachen einer zu dem andern: Was will das werden? Die andern aber hatten's ihren Spott und sprachen: Sie sind voll des süßen Weins.“ Vielleicht liegt hier eine Erklärung für den in diesem Fall unheiligen Geist, der über die Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland kam, als sie den Text ihres Faltblatts formulierte – entweder sie waren irre oder voll des süßen Weins –, und man ist daher geneigt, auch mit den oben zitierten Worten der Bibel zu fragen: „Was will das werden?“

MELDUNGEN

Weltpremiere bei den Esten

Reval / Tallinn – Die Esten haben den wirtschaftsliberalen Kurs der Partei ihres Ministerpräsidenten Andrus Ansip in den Wahlen am vergangenen Wochenende bestätigt. Seine Reformpartei erhielt 28 Prozent der Stimmen, sein linker Koalitionspartner unter seinem größten Rivalen Edgar Savisaar 26 Prozent. Ansip will Estland zu einem der fünf reichsten EU-Länder machen. Das scheint nicht unmöglich bei einem Wirtschaftswachstum von rund elf Prozent, obwohl der baltische Staat derzeit noch zu den ärmsten der EU gehört. Da Savisaar von Ansips marktwirtschaftlichem Kurs abrücken möchte, liebäugelt dieser mit der konservativen Pro Patria – Res Publica Union, die 19 Prozent der Stimmen bekam, als neuem Koalitionspartner. Der Blick der Weltöffentlichkeit richtete sich aber aus einem anderen Grund auf die Wahlen in dem kleinen Land: Die 940000 wahlberechtigten Esten durften ihr Parlament auch per Internet wählen. Eine Weltpremiere!

Militärschlag von China?

Taipeh / Peking – Die Fronten zwischen China und Taiwan haben sich erneut verhärtet. Nachdem der taiwanesische Präsident die auch politisch gewünschte Unabhängigkeit seines Landes von China ansprach, konterte Peking, daß es das nie zulassen werde. Der größte Widerstand kommt aber aus Taiwan selbst, da viele Firmen dort vom Chinageschäft leben.

Deutsche markieren Bombenziele

Im Kampf der wiedererstarkten Taliban geraten auch Bundeswehr-Soldaten ins Visier

Von Jörg Schmitz

Für etliche Bundeswehr-Piloten rückt der Ernstfall näher. Geht es nach den Planspielen von Verteidigungsminister Franz Josef Jung (CDU), werden in den nächsten Wochen etwa sechs bis acht Tornado-Aufklärungsflugzeuge nach Nord-Afghanistan in den Stützpunkt Masar-i-Scharif verlegt. Etwa von April an sollen die überschall-schnellen Flugzeuge dann den Luftraum über ganz Afghanistan überwachen.

In Masar-i-Scharif betreibt die Bundeswehr bereits ein Feldlager. Etwa 1350 deutsche Soldaten sind schon vor Ort. Mit der Tornado-Verlegung kämen etwa 250 Mann hinzu. Die von den Flugzeugen gesammelten Daten stünden dann künftig sowohl der internationalen Schutztruppe Isaf im Norden als auch den Nato-Kampfverbänden unter Führung der USA im Süden des Landes zur Verfügung – wenigstens im Prinzip.

Wie umfassend und schnell die Weitergabe der Daten aus der Luftaufklärung geregelt wird, gilt noch als offen. In einer Kabinettsvorlage ist von einer „restriktiven Übermittlung von Aufklärungsergebnissen“ die Rede. Damit will die Bundesregierung offenbar dem Eindruck entgegentreten, daß es eine feste Arbeitsteilung gebe – nach dem Motto: Die Bundeswehr recherchiert, die US-Truppe bombardiert. Andererseits hat sich das Nato-Hauptquartier im Dezember genau deshalb mit der „Bitte“ an Deutschland gewandt, Tornados zu schicken. Die Luftaufklärung, so hieß es, sei bislang „lückenhaft“.



Gefährdete Hilfe: Die Schulen in Afghanistan stehen unter dem Schutz des Militärs. Foto: ddp

Aus Sorge, die Auslandseinsätze der Bundeswehr könnten überhand nehmen und Deutschland in einen langen Abnutzungskrieg hineingezogen werden, sind allerdings die Vorbehalte groß. Die Alternative zu diesen Einsätzen aus der Luft wäre eine Verstärkung von Bodentruppen. Dazu sind die Kritiker des Tornado-Einsatzes allerdings auch nicht bereit, denn bei einem Einsatz am Boden werden fast mit Sicherheit auch Soldaten ums Leben kommen. So ist der Krieg. Aber in Berlin wird so getan, als könne man einen Krieg praktisch ohne Verluste und mit Blausoldatenkompanien führen.

Die deutsche Debatte um die Afghanistan-Mission ist von innenpolitischem Selbstbetrug und außenpolitischen Mythen geprägt. Denn die Gegner der Bundeswehr in Kabul und die Gegner der US-Armee und der kanadischen Soldaten in Kandahar sind dieselben. Im Gegensatz zur Nato, die auch wegen der deutschen Zögerlichkeit kein überzeugendes Konzept für Afghanistan entwickelt hat, haben die Taliban ein klares Ziel: Sie wollen zurück an die Macht. Während sich der Westen eine unsinnige Trennung der militärischen Mandate in Isaf und Enduring Freedom auferlegt hat, gibt es bei den islamistischen Kriegern eine ganz klare Militärstruktur und eine ebenso deutliche Mission: Die westlichen Armeen sollen bekämpft und vertrieben, die Regierung in Kabul gestürzt werden.

Die militärische Auseinandersetzung mit den Taliban, die in diesem Frühjahr im Süden Afghanistans vermutlich einen neuen Höhepunkt erreichen wird, gehört deshalb nicht zu den Lieblingsthemen dieser Regierung. Man beschränkt sich lieber auf Erfolgsmeldungen aus Kabul: Die Bundeswehr habe schon wieder einen Brunnen, eine Schule, eine Straße gebaut. Diesen zivilen Einsatz der deutschen Armee soll man nicht gering achten. Doch er ist nur möglich, weil Amerikaner und Kanadier die Taliban im Süden und im Grenzgebiet zu Pakistan davon abhalten, auf Kabul und den Norden – und damit auch auf die Bundeswehr – zu marschieren.

Die Taliban wollen wieder ein Land ohne Mädchenschulen. Ohne individuelle Freiheit. Ohne demokratische Rechte. Wenn die Taliban im Süden die Amerikaner besiegen sollten, dann kann die Bundeswehr in Kabul ihre Suppenküche einpacken.

Einst Geschoß, jetzt Fessel

Transnistrien wird selbst seinem Beschützer Rußland zu dreist

Von Wolf Oschlies

Viele Leute wollen möglichst viel über Deutschland wissen, als Beispiel für nationale Wiedervereinigung“, sagt die charmante Lydija Kulikovska, Chefin der Stadtbibliothek von Chisinau. Chisinau ist die Hauptstadt der Republik Moldova (33843 Quadratkilometer, 4,5 Millionen Einwohner), in der wohl nur deutsche Besucher die ausgeprägte Beispielwirkung Deutschlands nachempfinden können: Die heutige Moldova ist der kleine Rest des urrumänischen Besarabiens, das seit fast genau 200 Jahren von seinem Mutterland getrennt ist – abzüglich der 25 Jahre Zugehörigkeit nach 1918 beziehungsweise 1940, die durch die Kumpanei Hitler / Stalin beendet wurde. Seit dem 27. August 1991 ist Moldova eine souveräne Republik, die durch Moskauer Druck an der Wiedervereinigung mit Rumänien gehindert wird und sich gegen das stalinistische Heerlager „Republik Transnistrien“ wehren muß – ein kleiner Teil des Landes, der sich von Moldava abgespalten hat. Dieser „Staat“ wird von Teilen der russischen Presse als Schande empfunden, von der internationalen Gemeinschaft mit geradezu rüder Verachtung übersehen, von Interpol als Waffenarsenal des internationalen Terrorismus beargwöhnt – aber von Putin noch in einer Weise „garantiert“, die seine „partnerschaftliche“ Außenpolitik mit dem Westen in Zweifel ziehen muß.

1992 wurde Moldova in die UN aufgenommen und zugleich von russischen Separatisten am Dnjestr mit Krieg überzogen. Transnistrien ist bis heute eine Mini-Sowjetrepublik: Grenzen à la Berliner Mauer-Zeiten, Uniformen mit Sowjetstern, Lenin-Denkmäler, „Oberster Sowjet“, graue Kasernen und knallrote Parolen allerorten. Und allgegenwärtig der „Scherif“-Konzern, die einzige Firma mit Außenhandelslizenz. Ihre Waffengeschäfte mit Al Kaida und anderen Terrorbanden bringen einen Jahresumsatz von vier Milliarden Dollar – fast das Achtfache des Bruttoinlandsprodukts Transnistriens. Besitzer der Firma und Chef der „staatlichen“ Zollverwaltung ist Vladimir Smirnov, Sohn von Igor

Moskau soll seine Waffen zurückkaufen

Smirnov (*1941), dem vorbestraften Kriminellen aus Sowjetzeiten und seit 1990 „Präsidenten“ Transnistriens, Ende 2006 in einer manipulierten Abstimmung zum vierten Mal wiedergewählt. An seiner Seite Staatssicherheitsminister Vladimir Antjufeev, seit 17 Jahren mit internationalem Haftbefehl gesucht – wegen Verbrechen, die er 1990/91 als KGB-Offizier in Lettland begangen hat.

Diese Bande hat den Krieg vom Zaun gebrochen, mit Wissen Moskaus, das die ganze 14. Armee unter General Lebed schickte. Transnistrien war zu Sowjetzeiten Speerspitze gegen Südosteuropa und hat heute als russische Exklave zwischen Ukraine und Moldova noch größere „strategische“ Bedeutung. Der Krieg endete 1992, die russischen Soldaten, die eben noch Krieg in Moldova führten, traten nun als „Friedensstifter“ auf.

Moskau hat Transnistrien nie offiziell anerkannt und sieht mit steigendem Widerwillen dessen Drang zur Eigenstaatlichkeit unter russischem Dach. Dem diente zuletzt im September 2006 das „Referendum für die Unabhängigkeit und die Einheit mit Rußland“. Das mißfällt Moskau so sehr, daß Rußlands Vizepräsident Sergej Ivanov am 9. Februar 2007 vor dem Nato-Rußland-Rat eine brüske Abkehr von Transnistrien andeutete: Das russische Truppenkontingent von 1500 Mann sei überhaupt nur noch deshalb in Transnistrien, um die dortigen Hitzköpfe unter Kontrolle zu halten und ihnen dort seit Sowjetzeiten lagernde russische Waffen vorzuenthalten. Diese Waffen sind laut „Präsident“ Smirnov „Eigentums des transnistrischen Volks“, würden eventuell aber der Russischen Förderation überlassen werden – für einen Finanzausgleich von 100 Millionen US-Dollar. So etwas hört und kommentiert man in Chisinau in hellster Schadenfreude: Transnistrien steckt in einer Wirtschaftskrise, will sich daraus befreien, indem es den Russen deren eigene Waffen verkauft.

Lästig für Moskau ist die Interparlamentarische Allianz für Demokratie und die Rechte der Völker unter ihrem „Generalsekretär“ Marakuca, bis Ende 2006 transnistrischer Parlamentspräsident. Transnistrien, Abchasien und Süd-Ossetien warten gespannt auf die internationale Status-Entscheidung zum Kosovo. Der neue Parlamentspräsident Transnistriens Schevtschuk will sich die „Universalität des Kosovo-Modells“, denn „was die internationale Gemeinschaft den Kosovaren gestattet, kann sie uns Transnistriern nicht vorenthalten“.

Zwischen Islam und USA

Mubarak versucht in Ägypten vielerlei Interessen zu dienen

Von R. G. Kerschhofer

Tagesmeldungen aus Ägypten sind – relativ zur Bedeutung des Landes – in internationalen Medien eher selten. Weil ohnehin alles in Ordnung ist? Oder weil es steuernde Kräfte gibt? Über Terroranschläge auf Touristen, wie sie in den letzten Jahren vereinzelt vorkamen, wird natürlich berichtet, denn das paßt zum „Krieg gegen den Terror“ und läßt sich trefflich verurteilen. Über verstärkte Repression – keineswegs nur gegen Extremisten – wird eher geschwiegen.

Kaum Erwähnung findet, daß auch die fundamentalistische Muslim-Bruderschaft Terror-Anschläge verurteilt – als „unislamisch“, weil gegen Unbeteiligte gerichtet. Tatsächlich billigt die Bruderschaft seit Abspaltung der radikalen Gruppen Gewalt nur noch gegen „Besatzer“.

Noch weniger Beachtung finden die Gründe, aus denen die Bruderschaft mehr Zulauf hat denn je: Sie betreibt Krankenhäuser, Sozialstationen und Armenspeisungen und hilft Jugendlichen bei der Arbeitsbeschaffung. Vor allem in den Augen der Unterprivilegierten, aber auch an den Universitäten erscheint sie daher glaubwürdiger als das korrupte und US-abhängige Regime. Die Kluft zwischen Arm und (Neu-)Reich hat unter Präsident Mubarak, der seit 1981 regiert, ein kaum vorstellbares Ausmaß angenommen. Dem Massenelend auf der einen Seite steht beispielloser Reichtum gegenüber – der nicht weniger provozierend wirkt, wenn er in umzäunten und bewachten Luxus-Ghettos residiert.

Internationale Beachtung fand, daß kürzlich ein „Blogger“ wegen Verbreitung von Kommentaren im Internet zu vier Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Natürlich hieß es „islamischer Fundamentalismus“, „Unterdrückung der Meinungsfreiheit“ und dergleichen. Doch klingt das nicht sehr nach „Haltet den Dieb“? Denn überall werden Meinungen unterdrückt oder gar bestraft, wenn die wahren Machthaber (die nicht unbedingt in Regierungen sitzen müssen) ihre Interessen gefährdet sehen.

Die Sache mit dem Blogger ist insofern bemerkenswert, als dieser bis vor kurzem Student der Al-Az-

Erst Verfolgung, dann Fernsehübertragung

har-Universität war. Vor allem aber illustriert der Fall die Gratwanderung des Regimes und seiner Justiz: Die Amerika-Hörigkeit, von den meisten Ägyptern mit Israel-Hörigkeit gleichgesetzt, und die soziale Katastrophe zwingen dazu, den Islamisten zuweilen Konzessionen zu machen – auf Kosten Dritter: Denn von den vier Jahren Gefängnis waren drei wegen Beleidigung des Islam. Und um es nicht zu „islamisch“ erscheinen zu lassen, war ein Jahr wegen Beleidigung des Präsidenten.

Auf Kosten Dritter toleriert die Regierung auch die Diskriminierung und – wie Vorfälle in Oberägypten belegen – sogar die Verfolgung koptischer Christen, die zwölf bis 15 Prozent der Bevölkerung ausmachen. „Zum Ausgleich“ werden die koptischen Weihnachts- und Osterfeierlichkeiten im Fernsehen übertragen.

Die Islamisierung hat auch emanzipatorische – und modische Aspekte: So gibt es tausende private „Frauenhäuser“, in denen man zum Koran-Studium zusammenkommt, argwöhnisch beäugt von der allgegenwärtigen Polizei. Die Frauen sehen diese rein weiblichen Treffen – wenn Männer bei der Arbeit und Kinder in der Schule sind – als „Emanzipation“. Damen „besserer Kreise“ kommen ebenfalls zu solchen Parties zusammen – in privaten Salons, wo man natürlich auch islamische Mode diskutiert. Wie überhaupt beim „Kopftuch“ und dem neuerdings in Ägypten wieder aufgetauchten Gesichtsschleier „Mode“ mitzuspielen scheint.

Um dem Wildwuchs privater Religionsauslegung gegenzusteuern, läßt die Regierung an der Al-Azhar nun weibliche „Imame“ ausbilden – die ersten 50 hatten kürzlich ihre Abschlußprüfung. Genau damit wird Al-Azhar aber noch mehr zum Instrument des Regimes und verliert an Autorität.

Mubarak kann sich ohne US-Unterstützung – unter anderem durch Überschußgetreide – nicht an der Macht halten. Das zwingt ihn zu Konzessionen im Interesse Israels – was ihn weiter diskreditiert und die Islamisten fördert. Die USA selbst sehen bei Verbündeten großzügig über Demokratie-Defizite und Menschenrechtsverletzungen hinweg und unterstreichen damit ihre Unglaubwürdigkeit. (Wenn sie nicht sogar selbst beteiligt sind: Soeben begann in Italien ein Prozeß gegen CIA-Leute, die einen Scheich nach Ägypten entführten, wo er jahrelang gefoltert wurde.) Ein Ausweg aus dem Teufelskreis ist nicht in Sicht.

Von Manuel Ruoff

Tragödie der Ostpreußen: Schweigen ist gebrochen

»Die Flucht« bemüht sich um historische Wahrheit, doch vieles ist einseitig



Treck Richtung Westen: Warum er in Bayern endete, gehört zu den diversen Fragen, die der Film offen läßt. Foto: ARD

Nach dem Zweiten Deutschen Fernsehen mit „Dresden" hat nun auch die Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland mit „Die Flucht" einen großen Historienzweiteiler aus dem Hause „Teamworx" über deutsches Leid im Zweiten Weltkrieg. Sprach „Dresden" mit dem Bombenterror gegen Elbflorenz das wohl größte Kriegsverbrechen gegen deutsche Zivilisten der Westalliierten an, so „Die Flucht" mit der Vertreibung der Ostdeutschen das wohl größte des Ostalliierten, der Sowjetunion. Die Thematisierung dieser Tragödien ist begrüßenswert. Bei „Die Flucht" kommt hinzu, daß dieser Film eine Lanze für das preußische Ideal der Pflichterfüllung, die „Idee der Verantwortung für andere", um es mit den Worten der Hauptdarstellerin Maria Furtwängler zu sagen, bricht.

Davon abgesehen sind Befürchtungen vor oder Hoffnungen auf politische Inkorrektheiten unnötig. Die Handlung von „Die Flucht" ist mit ihrer Dreiecksgeschichte ähnlich konstruiert wie weiland jene von „Dresden". Wenn schon die weibliche Hauptfigur eine sympathische Deutsche ist, die unter alliierten Kriegsverbrechen leidet, so ist ihr doch wenigstens als Held ein Mann an die Seite gestellt, der die Uniform der Alliierten trägt. Anfänglich scheint es zwar darauf hinauszulaufen, daß sie einen Deutschen heiratet und dieser Deutsche wirkt – anfänglich – noch nicht einmal unsympathisch, doch dann erweist er sich in der Stunde der Not als schwacher Charakter, der den materiellen Verlockungen erliegt, so daß ihm am Ende nur Verachtung, bestenfalls gepaart mit etwas Mitleid, seitens des Zuschauers und der Angebeteten bleibt. Wie der anfängliche deutsche Freund ist auch der ebenfalls deutsche Vater nicht ohne Schuld. Da schon die deutsche Hauptfigur sympathisch ist, muß doch wenigstens die sie umgebende deutsche Gesellschaft morbide und schuldbeladen sein. Dem männlichen Helden aus der Reihe der Alliierten kommt es dann zu, die zwar sympathische, aber anfänglich etwas naive deutsche Hauptfigur über die wahren Verhältnisse aufzuklären.

„Die Flucht" ist im Vergleich mit „Dresden" sicherlich der ernsthaftere Film. Ist „Dresden" eher der Unterhaltungs-, so „Die Flucht" eher der volkspädagogische politische Lehrfilm. So sagt die Ich-Erzählerin ungeachtet des Hitler-Stalin-Paktes und neuerer Forschungsergebnisse zu den Ursachen des Zweiten Weltkrieges (vergleiche *PAZ* vom 3. Februar) gleich zu Beginn: „Die Nationalsozialisten hatten mittlerweile 40 Staaten in den Krieg getrieben. Die Auswirkungen davon schlugen nun mit voller Wucht auf uns zurück." Die Charaktere der Landsleute der von Maria Furtwängler gespielten Gräfin Lena von Mahlenberg reichen vom schmierigen NS-Funktionär als Bösewicht zur antinationalsozialistischen Lichtgestalt, die deutsche Kriegsverbrechen anprangert und schließlich in dieser deutschen Gesellschaft keinen anderen Ausweg mehr weiß als den Selbstmord. Die im ersten Teil vorkommenden Ausländer sind hingegen ausschließlich sympathisch (sieht man von der Erstürmung des Schlosses durch die Rote Armee ab, bei der es zu einem Kollateralschaden kommt).

Das ändert sich erst in Teil 2, als es auf der Flucht zur Begegnung mit Rotarmisten kommt, die im Gegensatz zu den Deutschen immer nur als anonyme Masse dargestellt werden. Allerdings nehmen deren Verbrechen nur einen winzigen Teil der Filmhandlung ein, was man beim Thema Flucht nicht unbedingt erwarten sollte. Man muß schon sehr wohlwollend sein, um das auf Taktgefühl der Filmemacher zurückzuführen.

Dafür haben letztere sich auf die deutschen Streitkräfte eingeschossen. Als Verteidiger der Trecks, die deren Flucht teilweise bis zur Selbstaufopferung abschirmten und damit ermöglichten, kommen die Männer der Wehrmacht überhaupt nicht vor. Wenn deutsche Soldaten aktiv werden, dann ermorden sie Kriegsgefangene, richten eigene Landsleute hin, benehmen sich wie ein „Haufen rüpelhafter Männer" oder gefährden zivile Trecks, indem sie für ihren Rückzug ebenfalls den Weg über das Frische Haff benutzen, als wenn es die Schuld der Wehrmacht gewesen wäre, daß sowjetische Flugzeuge dort deutsche Flüchtlinge angriffen.

Angesichts der sehr zurückhaltenden Thematisierung der Verbrechen der Roten Armee bleibt für den Zuschauer ohne historische Vorkenntnisse offen, warum sich die Ostdeutschen einschließlich der bei ihnen lebenden und arbeitenden Ausländer vor ihnen auf die Flucht begaben.

Der 8. Mai 1945 wird von der Ich-Erzählerin als ein Tag begrüßt, an dem „endlich Frieden" war. Hätte der Treck statt im idyllischen Bayern in der SBZ geendet oder wäre er gar noch in Ostdeutschland von der Roten Armee überrollt worden, hätte sie die Kapitulation der deutschen Wehrmacht wohl weniger begrüßt. Nun da „endlich Frieden" ist und die Geschichte trotz aller Härten dem Happy-End zustrebt, erklärt die männliche der weiblichen Hauptfigur, daß sie nun im Alliierten Kontrollrat arbeite und helfen werde, „die Schuldigen und die Unschuldigen zu unterscheiden". Die Botschaft ist klar: Alles wird gut. Das Böse ist besiegt. Und das Gute ermittelt nun unter den Besiegten die Schuldigen – als wenn nicht mit den Sowjets ein Schuldiger, wenn nicht der Schuldige an der Flucht im Kontrollrat und damit am Richtertisch gesessen hätte und damit der Bock zum Gärtner gemacht worden wäre.

Der eine oder andere mag sich – losgelöst von dem künstlerischen Wert dieses Films – mehr Aufklärung über die Flucht und deren Hintergründe versprochen haben, angesichts der viel Verständnis zeigenden Aussagen der Hauptdarstellerin Maria Furtwängler im Vorfeld der Ausstrahlung. Aber vielleicht kann man von einer Produktion, dessen wissenschaftliches Beraterteam aus Manfred Messerschmidt, Peter Steinbach und Rolf-Dieter Müller besteht, nichts anderes erwarten. Nicht umsonst war es Messerschmitt, der 2005 bei der Präsentation der Ausstellung „‚Größte Härte ...' Verbrechen der Wehrmacht in Polen September / Oktober 1939" (vergleiche *PAZ* vom 9. Juli und 17. Dezember 2005) in der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn den Eröffnungsvortrag hielt. Peter Steinbach ist als wissenschaftlicher Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand vor allem dadurch hervorgetreten, daß er den mit den Sowjets kollaborierenden Angehörigen des Nationalkomitees „Freies Deutschland" die Weihen eines deutschen Widerstandskämpfers verliehen hat. Und Rolf-Dieter Müller dürfte den Lesern dieser Zeitung als der Mann bekannt sein, der in der „FAZ" Stefan Scheils kürzlich erschienenes Buch „1940/41 – Die Eskalation des Zweiten Weltkrieges" „in Grund und Boden" rezensiert hat, weil der Autor die Rolle Adolf Hitlers als Alleinschuldiger am Zweiten Weltkrieg angezweifelt hatte (vergleiche *PAZ* vom 1. Juli 2006). Wen wundert es bei dieser Zusammenstellung des Teams, was bei der Beratung herausgekommen ist?

Die Nächte blieben schlaflos

Die Fluchtszenen machten durch ihre Eindringlichkeit betroffen

Skepsis war angesagt: „Die Flucht" war als „historischer Zweiteiler" avisiert, zugleich aber als Spielfilm mit fiktiver Handlung, in deren Mittelpunkt eine Frau im Zwiespalt der Gefühle steht, die sich aber den harten Forderungen, die Krieg und Flucht stellen, unterordnen müssen. Gegenüber anderen Verfilmungen, die auf historischen und damit länger zurückliegenden Vorgängen beruhen, ist es fraglich, ob man diesen Spielfilm so apostrophieren kann, denn – wie auch die Drehbuchautorin und Produzentin Gabriela Sperl ausführt – behandelt er ein Thema, das in fast jede deutsche Familie hineinreicht. Die Härte des Geschehens, die vor allem die ostpreußische Bevölkerung traf, hat das Leben vieler Vertriebener bestimmt und ist auch nach 67 Jahren noch spürbar. So gesehen sind wir, die in das Thema durch das eigene Erleben eingebunden sind, Zeitzeugen und müssen zwangsläufig den Film aus diesem Blickwinkel betrachten. Daß er in uns Emotionen weckt, die im Alltag nur unterschwellig vorhanden sind, ist selbstverständlich, auch daß diese zu unterschiedlichen Beurteilungen führen müssen. Obwohl ich mich bemüht habe, den Spielfilm als solchen zu bewerten, gelang es mir nicht, meine Empfindungen zu unterdrücken, wollte es wohl auch nicht. Die Nächte blieben schlaflos.

Zu gravierend waren die Eindrücke, die vor allem durch die Fluchtszenen entstanden, die durch ihre Eindringlichkeit betroffen machten. Anders als reine Dokumentarfilme, die durch Kommentare erläutert werden, ist es hier das direkte Geschehen, das auch die Zuschauer berührt, die sich bisher mit dem Thema Flucht nicht auseinandergesetzt haben, nicht konnten oder wollten. So gesehen hat ein Spielfilm wie dieser auch Informationsgehalt, mag er durchaus an manchen Stellen zu Widersprüchen reizen. Darüber kann und wird diskutiert werden, auch über manche Unstimmigkeiten und Anachronismen, die sich wohl in jeder so enorm aufwendigen Produktion ergeben. Das Land hat jedenfalls mitgespielt: Am beeindruckendsten ist die Flucht über das zugefrorene Frische Haff mit Schneesturm und Einbruch des Fluchtwagens, die grausame Kälte, der Angriff der russischen Tiefflieger, der Tod in der endlosen Eisweite – das ist großartig gefilmt.

Und gespielt. Man muß dem Film zugestehen, daß er sehr gut besetzt ist bis in die kleinsten Nebenrollen. Was man als Vertriebener, der sein eigenes Schicksal gespielt sieht, befürchten mußte, trat nicht ein: Die Akteure wirkten jedenfalls in den Fluchtszenen authentisch. Vielleicht, weil sich Schausteller wie Statisten beim Dreh im eisigkalten Litauen der Härte des östlichen Winters stellen mußten. Wie die Hauptdarstellerin Maria Furtwängler, die bei den sie fast überfordernden Strapazen am liebsten aus dem Treck ausgeschert wäre, aber so der Rolle der Lena eine noch stärkere Glaubwürdigkeit verleihen konnte. Für sie die herausforderndste Aufgabe in ihrem bisherigen Schauspielerleben, die von ihr eine gewisse Gratwanderung verlangte. In ihrer Rolle als ledige Mutter aus einem alten Adelsgeschlecht, die den vorgegebenen Konventionen nachgibt und den ihr vorbestimmten Mann heiraten will, sich aber dann in einer emotionalen Verbindung mit einem französischen Kriegsgefangenen zu verstricken scheint, war ein Abdriften ins Klischeehafte zu befürchten. Konzessionen, die eben an einen Spielfilm mit starkem Unterhaltungswert – und hohen Produktionskosten – gemacht werden. Maria Furtwängler, schon vom Typ her die Idealbesetzung, wirkte am stärksten in jenen Situationen, die Verantwortung und einen kühlen Kopf verlangten. Vor allem das Abblocken der Gefühle, das die Menschen in den schwersten Stadien der Flucht zeichnete, bringt sie hervorragend zum Ausdruck. In einer zusammenbrechenden Welt, in der die Menschen alles verlieren, was ihr Leben bestimmt hatte: Heimat und Habe, historisch Gewachsenes, Geborgenheit, Unversehrtheit an Leib und Seele, Idole, die für sie glaubhaft gewesen waren. Was bleibt, was kommen könnte, will der Film an seinem Ende aufzeigen, das aber gegenüber den starken Szenen aus dem Endkampf um Ostpreußen, zu denen auch die erschütterndste – die Vergewaltigung der flüchtenden Frauen durch die russischen Horden – gehört, abrupt abfällt. Die Handlung erscheint zu komprimiert und dürfte für manchen Zuschauer, der sich bisher nicht mit dem Titelthema beschäftigt hat, schwer verständlich sein. Immerhin, und das bleibt unbestritten, wird durch das hier voll eingesetzte Instrumentarium, über das eine solch aufwendige Spielfilmproduktion verfügt, dieses bisher von den Medien weitgehend gemiedene Kapitel deutscher Geschichte Millionen von Menschen vor Augen geführt, die sich sonst nicht für dieses Thema interessiert hätten. Wie Gabriela Sperl sagt: „Die Zeit ist da, die Dinge offen auszusprechen." Es dürfte viel gesprochen werden! *Ruth Geede*

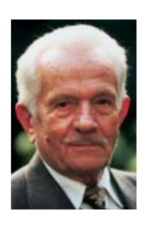
> „Ein aufwühlender Film. Hervorragend in Konzeption und Darstellung mit künstlerischer Leistung bis ins Detail, bewirkt er das Nichtvergessen. Der Schmerz des Verlassens der Heimat sitzt immer noch tief. Mag er dazu beitragen, daß die Erinnerung an die Kultur und Landschaft bei der nachfolgenden Generation erhalten bleibt." *Christian Papendick*

> „Ein beeindruckender Film. Gut, daß das Thema einem breiten Publikum so realistisch vermittelt wird. Kleine Unstimmigkeiten in den Darstellungen können der Regie verziehen werden. Allerdings fällt auf, daß sich die historische Beratung offenbar mit den Verhältnissen auf einem adligen Gutshof in Ostpreußen nicht besonders gut auskennt." *Hans Graf zu Dohna*

> „Der Film ist besser als sein Ruf. Er ist kein Ersatz für die Realität und spiegelt nur Bruchteile der Wahrheit wider, denn die persönlichen Erlebnisse fehlen ja. Diese sind bei jedem Menschen unterschiedlich. Leid ist stets individuell. Solche Tragödien brennen sich in die Seele und nur selten weichen sie dem Vergessen." *Christa Pfeiler-Iwohn*

> „Klar ist mir, daß der Spielfilm, in den viel Herzblut reingesteckt wurde, nicht das wirkliche Ausmaß unserer Vertreibung und die unermeßlichen Leiden von Frauen und Kindern auf dem Fluchtweg aufzeigen konnte. Ich hoffe, daß eine unbefangene, offene Diskussion über unser Schicksal in der Öffentlichkeit möglich wird." *Anita Motzkus*

»Moment mal!«



... und wieder sind die Deutschen böser

Von Klaus Rainer Röhl

Wer jetzig Zeiten leben will, muß hab'n ein tapferes Herze. Angstmacher ziehen durchs Land, Untergangs-Propheten treten fast täglich im Fernsehen auf und schüren Zukunftsängste, malen kommende Katastrophen an die Wand, Hitze, Dürre, Überschwemmungen, Stürme, Hurrikane, Flutwellen, Endzeit. Nichts ist mehr sicher. Die Arbeitsplätze nicht und nicht die Renten. Denn Europa stirbt aus. Die Alten sterben nicht früh genug, und Kinder werden nicht genug geboren. CDU und SPD wetteifern bei der Aufführung eines grotesken Krippenspiels.

Unsere Untergangs-Propheten sprechen von der EU, von den globalen Katastrophen, von den weltweiten drohenden Gefahren und den verhängnisvollen Fehlern der USA. Über Deutschland sprechen sie nicht. Und wenn, dann im Ton der Anklage. Die deutsche Schuld. Oder mit Spott: Diese Deutschen! Denk ich an Deutschland in der Nacht. Haha. Wenn einer laut sagt, daß er eigentlich auch stolz ist, Deutscher zu sein, stolz auf unsere Geschichte und unsere großen Musiker, Dichter, Erfinder und Könige ist, sieht er sich vorher dreimal um,

Sollen die Vertriebenen hierfür dankbar sein?

ob ihm nicht die Nachbarn zuhören. Fußball ja. Deutschland als Mannschaft. Das hat sogar die „Bild“-Zeitung zur Begeisterung freigegeben. Etwas höhnisch: Schwarz-Rot-Geil! titelten die 30jährigen Macher des Vier-Millionen-Blatts. Auswendig, wenn ihnen jemand ihr Internet-Handy wegnehmen würde, wüßten sie nicht zu sagen, warum diese Farben Schwarz-Rot-Gold eingeführt wurden. Aber die Schulkinder sangen 2006 zum erstenmal ihre Nationalhymne und viele Millionen schwenkten deutsche Fahnen und sie schämten sich nicht. War das geil? Oder eher normal?

Wenn ein großer Fernsehsender wochenlang einen aufwendigen Film über die Flucht und Vertreibung der Deutschen ankündigt, über die Flüchtlingstrecks in Ostpreußen 1945 bei 14 Grad Kälte, die Tiefflieger, die mit ihren Bomben den Weg über das zugefrorene Haff aufbrechen und so Greise und Frauen und Kinder mitsamt Pferden und Wagen in das eiskalte Wasser stürzen ließen, die russischen Soldaten, die den Flüchtlingstrecks den Weg abschnitten, über die deutschen Frauen und halbwüchsigen Mädchen herfielen und die Greise erschossen? Wenn jemand die unsäglichen Leiden der 15 Millionen Flüchtlinge 2007 endlich einmal thematisiert, freuen wir uns und warten gespannt auf die Sendung. Und dann sahen wir den Film. Oh mein Gott! Wer tat uns dieses?

Sollen wir der Drehbuchautorin Gabriela Sperl am Ende noch dankbar sein, daß sie für uns diese herzergreifende Schnulze geschrieben hat? Über die Flucht der schönen, aber kühlen Gutsbesitzerin aus Ostpreußen, mit bitterbösen SS-Leuten, halbherzigen Wehrmachtsoffizieren, volltrunkenen Russen und einem edelmütigen und gebildeten französischen Fremdarbeiter, der am Ende die herb-blonde Gräfin, die natürlich nicht vergewaltigt wurde, heimführt? Ich weiß nicht recht. Auch die meinungsführende „Frankfurter Allgemeine“ weiß nicht so recht, ob es das gut gespielte Melodram auch gut finden soll und der „Spiegel“ lobt die elegante Reiterin Maria Furtwängler, fürchtet aber, daß die meisten Ostpreußen sich in den edlen Gutbesitzern und ihren stolzen Töchtern nicht wiedererkennen: Der Zuschauer lernt, daß er nicht dazugehört.

Der „Bild“-Kolumnist Franz Josef Wagner schreibt zwei Tage vor der Ausstrahlung des Films einen Brief an uns: „Liebe Heimatvertriebene!“ Er, der als Baby offenbar mit auf der Flucht vor den Russen war, will das Leid seiner Mutter vergessen. Seine Mutter, schreibt Wagner, ist tot, die meisten Vertriebenen auch. Also vergeßt das Ganze, seht euch den Film nicht an.

Aber die meisten Ostpreußen und Danziger und anderen Vertriebenen sind gar nicht tot. Alle sahen sich den Film an. Wann gibt es schon mal einen Film über ihr Leben? Der Film war schön. Wie Melodramen von Rosamunde Pilcher. Mit dem guten Ende nach vielen Konflikten. Man muß nur keinen Film über „Flucht und Vertreibung“, so der ursprünglich geplante Titel, erwarten. Auf den Film, der das ganze Ausmaß der Vernichtung zeigt, warten wir noch.

Mit Recht rügt die „FAZ“, daß die Filmemacher sich nicht von dem „volkspädagogischen“ Gestus befreien konnten, jedes an Deutschen begangene Verbrechen zu relativieren, aufzurechnen: „Sie müssen jede Szene, welche die Grausamkeiten der Russen und das Sterben auf der Flucht zeigt, mit anderen kontern, in denen die Wehrmacht Verbrechen begeht, Deserteure hingerichtet oder fliehende Zwangsarbeiter hingemetzelt werden. Der russische Soldat, der eben noch mit seinen Kumpanen brutal zwei Frauen vergewaltigte, von denen eine sich wenig später am Fenster erhängt, wird postwendend von seinem Vorgesetzten erschossen.“



Kühler Scarlett-O'Hara-Blick: Eine Identifikation der Heimatvertriebenen mit dem Schicksal der Gräfin im ARD-Zweiteiler „Die Flucht“ ist kaum möglich. Die gräfliche Welt ähnelt zu sehr jener der Kunst-Figuren in Rosamunde-Pilcher-Melodramen. Foto: ARD

Eben das stimmt nicht. Im Gegenteil, die sowjetischen Soldaten waren von der Kriegspropaganda zu den Vergewaltigungen aufgefordert worden. Offiziere, die sich dem widersetzten wie der Offizier Lew Kopelew, wurden gemaßregelt und degradiert!

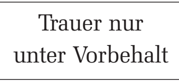
Verbrechen gegen Verbrechen. Ist das nicht genau das, was den Vertriebenen immer vorgeworfen wird: Relativierung?

Warum wurde ausgerechnet jetzt, nach mehr als 60 Jahren ein solcher Film gedreht? Mit 2400 litauischen Komparsen und zwei echten sowjetischen „Moskito“-Jägern und den T-34-Panzern. Für neun Millionen Euro. Woher kam das Geld, und warum kam es erst 60 Jahre nach der Kapitulation?

Soll dies am Ende der Ersatz sein für das immer wieder verschobene „Zentrum gegen Vertreibungen“? Oder ist es eine Trendwende unserer Mediengesellschaft in letzter Minute? Für die Lebenszeit der meisten Vertriebenen in der letzten Minute? Und wieder mit der Relativierung der Vertreibungsverbrechen? Trauer nur unter dem Vorbehalt unserer Bußfertigkeit und Selbstanklage? „Du bist Hitler!“

Über zwei Millionen Menschen verloren durch Flucht und Vertreibung ihr Leben. Fast alle waren Frauen, Kinder und Greise. Ebenso wie die Deportation und Ermordung der europäischen Juden durch die Nationalsozialisten ist die Vertreibung der Deutschen und die Ermordung von Millionen dieser Flüchtlinge ein einmaliges Ereignis in der neueren Geschichte, das jede bisher gekannte geschichtliche Dimension sprengt. Ein singuläres Verbrechen. Hitlers Deportationen und die Ermordung der europäischen Juden wurden im Nürnberger Prozeß als Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt. Doch dieses in Nürnberg geschaffene Recht mußte, wenn es dauerhafte Billigung der Völker finden wollte, normativ werden. Der Gedanke eines übergreifenden Rechts, nach der alle Kriegsverbrechen strafbar sein müßten, lebt mit der Einrichtung des Internationalen Gerichtshofs in Den Haag fort. Nach diesem Recht werden die Kriegsverbrechen der Serben und Kroaten von 1997 bis 1999 abgeurteilt. Dürfen aber die Kriegsverbrechen, die Massenmorde und Vergewaltigungen der Roten Armee nach einem anderen Maßstab beurteilt werden? Bisher gibt es nicht einmal eine Akte in Den Haag.

Über die Vertreibung der 15 Millionen Deutschen urteilte der



Trauer nur unter Vorbehalt



englische Philosoph und Mathematiker Bertrand Russel schon am 23. Oktober 1945 in der Londoner „Times“: „In Osteuropa werden jetzt Massendeportationen von unseren Alliierten durchgeführt, und ein offensichtlich vorsätzlicher Versuch wird unternommen, viele Millionen Deutsche auszurotten, nicht durch Gas, sondern indem man ihnen ihre Häuser und Nahrung wegnimmt, um sie einen langsamen quälenden Hungertod sterben zu lassen. Sind Massendeportationen Verbrechen, wenn sie während des Krieges von unseren Feinden begangen werden, und gerechtfertigte Maßnahmen sozialer Regulierung, wenn sie durch unsere Alliierten in Friedenszeiten durchgeführt werden? Ist es humaner, alte Frauen und Kinder herauszuholen und in der Ferne sterben zu lassen, als Juden in Gaskammern zu ersticken?“

Solange in unserem Land das Leugnen geschichtlich gesicherter Tatsachen mit Gefängnis bestraft wird, möge nicht nur das „Holocaust-Leugnen“, sondern auch das Leugnen des Genozids an den Armeniern und der Vertreibungsverbrechen im deutschen Osten ein Straftatbestand werden.

Klaus Rainer Röhl veröffentlichte zu dem Thema Flucht und Vertreibung das Buch „Verbotene Trauer“.

Facettenreiches Panorama

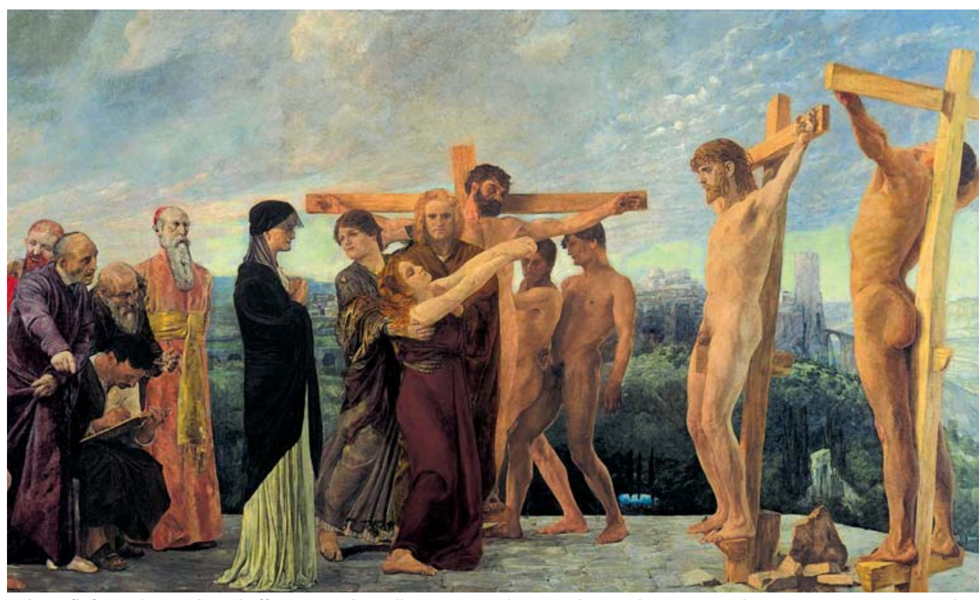
Leipzig erinnert an Max Klinger und die Folgen

Die Folge ‚Ein Leben‘ von Klinger sah ich auf einer Berliner Ausstellung, schlecht gehängt. Es war das erste, was ich von ihm sah, und es erregte mich ungeheuer“, schrieb Käthe Kollwitz in ihren Erinnerungen. Der um zehn Jahre ältere Max Klinger beeinflußte das Schaffen der Bildhauerin und Graphikerin aus Königsberg tief. Doch nicht nur sie sah in dem am 18. Februar 1857 in Leipzig Geborenen ein Vorbild. Eine Ausstellung im Museum der bildenden Künste Leipzig zeigt unter dem Titel „Eine Liebe. Max Klinger und die Folgen“ unter anderem auch Arbeiten von Max Beckmann, Ernst Ludwig Kirchner, Max Pechstein, Edvard Munch, Franz von Stuck, Heinrich Vogeler, Alfred Kubin oder Paul Klee.

Als junges Talent im künstlerischen Fach besuchte Max Klinger ab 1874 die Kunstakademie in Karlsruhe. Nach dem Studium der Malerei widmete er sich in Berlin den graphischen Künsten. Brüssel, Paris, Florenz und Rom sind weitere Stätten, an denen er reiche Anregungen empfing und seine Kunst zur Blüte trieb. Trotz der kosmopolitischen Umtriebigkeit blieb seine Geburtsstadt Leipzig für ihn Heimat. Dort agierte er als Berater und treuer Freund des Museums der bildenden Künste. Nicht zuletzt deshalb ist dort heute die größte Klinger-Sammlung weltweit zu finden. Die Jubiläumsausstellung zu seinem 150. Geburtstag unternimmt erstmals eine Exkursion in das künstlerische Umfeld Max Klingers und fragt nach seinem Einfluß auf Künstler der ihm nachfolgenden Generation.

Die von Max Klinger ausgehenden „Folgen“ sind faszinierend und belegen die „Janusköpfigkeit“ des Künstlers, der den Blick zurück ins 19. Jahrhundert lenkte und dabei in sehr eigener Manier eine Kunst für das frühe 20. Jahrhundert entwarf. Klinger hat die Tür zu neuen künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten weit aufgestoßen. Er ist Mitbegründer einer Kunst jenseits festgelegter Bedeutungen und eindimensionaler Interpretationen. Max Klinger gleicht einer Energiequelle, sein Einfluß ist facettenreich. Er wirkte auf realistische Künstler wie Hans Baluschek und Käthe Kollwitz mit einem ausgeprägten gesellschaftskritischen Anspruch, aber auch auf Symbolisten wie Georg Kolbe, Alfred Kubin und Richard Müller, die melancholieträchtige Gestalten und Orte, Szenarien dunkler Mächte wie auch bizarre Schattenseiten des Lebens Bilder werden ließen. Auch Edvard Munch rezipierte Klingers Vorgaben.

Max Klinger, der seinen Albtraumphantasien freien Lauf ließ, übte einen Bann aus auf damals ganz junge Künstler wie Giorgio de Chirico, Max Ernst und Salvador Dalí. Klingers „Handschuh“-Zyklus erscheint heute wie ein Grundstein des Surrealismus.



Er beeinflußte nicht nur das Schaffen von Käthe Kollwitz: Die Werke Max Klingers, hier ein Ausschnitt aus „Die Kreuzigung Christi“ (Öl 1890), inspirierten Generationen von Künstlern. Foto: Museum der bildenden Künste Leipzig

Der Italiener de Chirico bezeichnete Klinger 1920 als „den ersten modernen Künstler“. „Modern nicht in dem Sinne, den man heute dem Begriff gibt, sondern im Sinne eines gewissenhaften Mannes, der das Erbe an Kunst und Denken aus Jahrhunderten und aber Jahrhunderten achtet, der wachen Auges in die Vergangenheit, in die Gegenwart und in sich selbst blickt.“ Und von größter Wirkung auf „moderne“ Künstler war Klinger im Bereich der graphischen Künste, der „GriffelKunst“, wie er sie nannte: Lovis Corinth, Ernst Ludwig Kirchner, Paul Klee, Oskar Kokoschka und Max Slevogt haben bei ihm abgeschaut.

Die Leipziger Ausstellung zeigt 300 Werke von 40 Künstlern, darunter zahlreiche Leihgaben aus großen öffentlichen und privaten Kunstsammlungen. „Eine Liebe“ ist ein facettenreiches Panorama der gegenständlichen Kunst um 1900 und zeichnet zugleich ein Bild von Liebe, Melancholie, Traum, Angst und Tod. Vielen Werken und Künstlern gemein ist eine ironische Distanz zu Geschichte, Mythologie und Religion. Hier zeichnet sich der Weg in eine „andere Moderne“ ab, ein künstlerischer Weg, der eine „Wirklichkeit“ jenseits der uns umgebenden Realität sucht, aber am Gegenstand festhält. *mbk / os*

Die Ausstellung „Eine Liebe, Max Klinger und die Folgen“ ist im Museum der bildenden Künste Leipzig, Katharinenstraße 10, Dienstag und Donnerstag bis Sonntag von 10 bis 18 Uhr, Mittwoch von 12 bis 20 Uhr zu sehen, Eintritt 8,50 / 6 Euro, bis 24. Juni. Die Ausstellung entstand in Kooperation mit der Hamburger Kunsthalle und wird dort vom 11. Oktober 2007 bis 13. Januar 2008 gezeigt.

Käthe Kollwitz und die Kinder

Die Kreissparkasse Köln gründete 1985 das Käthe-Kollwitz-Museum, das die umfangreichste Kollwitz-Sammlung beherbergt. Neben der Dauerausstellung veranstaltet die engagierte Museumsdirektorin Hannelore Fischer immer wieder auch monografische und thematische Sonderausstellungen, seit 1998 die „Einblicke“ betitelte Ausstellungsreihe, und gibt damit einem breiten Publikum Einsicht in das Œuvre der ostpreußischen Künstlerin. Einige Ausstellungstitel: „Aspekte der Selbstbefreiung“, „Der Holzschnitt“, „Das Bild des Menschen“, stets mit Exponaten der Künstlerin aus dem Museumsbesitz.

Die gegenwärtige Ausstellung heißt „... mit liebevollen Blicken“ und ist den Kindern im Werk der Kollwitz gewidmet. In der die Ausstellung begleitenden Broschüre (Hg. Hannelore Fischer, 56 Seiten mit 87 Abbildungen, 7,50 Euro) betont Alexandra von dem Knesebeck: „Die Kinderdarstellungen von Käthe Kollwitz sind noch nie Gegenstand einer Einzelausstellung gewesen, obwohl – oder vielleicht weil – bis in die 50er Jahre mehrere Bücher zu dem Thema Mutter und Kind bei Käthe Kollwitz erschienen sind, die alle, in einem pathetischen und rührselig-sentimentalen Ton geschrieben, wenig Erhellendes zum Werk beitragen. Während später vereinzelt versucht wurde, die Betrachtung dieser Arbeiten auf der Grundlage von Tagebuchäußerungen der Künstlerin zu versachlichen, sind in den letzten Jahrzehnten eher psychologisierende Artikel über sie erschienen, die sowohl eine genaue historische beziehungsweise vorgeschichtliche als auch eine wirklich fundierte kunsthistorische Einordnung vermissen lassen, die erst in Ansätzen für einzelne Bereiche im Werk von Käthe Kollwitz geleistet worden ist.“



Käthe Kollwitz: Hans Kollwitz mit Kerze (1895) Foto: Käthe-Kollwitz-Museum Köln

Die Kölner Ausstellung wurde in vier Themenbereiche gegliedert: Käthe Kollwitz und der Naturalismus im Frühwerk / Arbeiten aus dem Umkreis des Simplizissimus / Der Erste Weltkrieg und die Hungerjahre in Europa / Kinderglück im Spätwerk der Künstlerin.

Wer diesem biografischen beziehungsweise kunsthistorischen Weg in der Ausstellung nicht folgen möchte, wähle sich aus den 80 Exponaten einige Zeichnungen und Grafiken aus, um sie gesondert zu betrachten und sich mit deren künstlerischen Gestaltung und Thematik auseinanderzusetzen.

Wie die ostpreußische Künstlerin ihre Erlebnisse, Freuden, Not und Elend, ja ihr Leben mit Bleistift, Kreide, Kohle und in Grafiken meisterhaft übersetzt hat, wird jeden Ausstellungsbesucher begeistern. Besonders in den Jahren des Krieges und der Inflation erlebte sie Armut, Arbeitslosigkeit, Verzweiflung ihrer Mitmenschen, als Ehefrau des Arztes Dr. Karl Kollwitz blickte sie auf kranke Kinder, und der Tod ihres Sohnes im Krieg steigerte ihren Pazifismus noch intensiver. Aber als Mutter und Großmutter erlebte sie auch glückliche Zeiten. Von allen diesen Höhen und Tiefen zeugen die Exponate in der dem Kind gewidmeten Ausstellung. *Günther Ott*

Die Ausstellung im Käthe-Kollwitz-Museum, Neumarkt 18–24, 50667 Köln, ist täglich dienstags bis freitags von 10 bis 18 Uhr, am Wochenende und an Feiertagen von 11 bis 18 Uhr geöffnet, Eintritt 3 / 1,50 Euro, bis 15. April.

Er gab vielen Menschen Trost und Hoffnung

Vor 400 Jahren wurde Paul Gerhardt, einer der größten deutschen Barockdichter, geboren

Landauf, landab wird dieser Tage eines Mannes gedacht, der mit seinen Liedern die evangelischen Christen bereits seit Jahrhunderten rührt und aufbaut. Mit Festgottesdiensten und Veranstaltungen ehrt man den Liederdichter Paul Gerhardt. Landesbischöfin Dr. Margot Käßmann erinnert sich: „Etliche Lieder von Paul Gerhardt habe ich selbst als Kind sozusagen beim Kochen gelernt. Beispielsweise ‚Du meine Seele singe‘, seine Aufnahme von Psalm 146, schmetterte meine Großmutter gerne, oder auch ‚Lobet den Herren, alle die ihn ehren‘. Später habe ich zum Einschlafen meinen Kindern oft ‚Nun ruhen alle Wälder‘ vorgesungen.“ In der Berliner Nikolaikirche, dem Ort seines langjährigen Wirkens, zeigt die Stiftung Stadtmuseum Berlin vom 11. März bis 1. Juli eine Ausstellung unter dem Titel „unverzagt. Paul Gerhardt – ein Berliner Dichter und Bekenner“ (dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, mittwochs von 12 bis 20 Uhr) und zeigt damit nicht zuletzt auch ein Stück Berliner Zeitgeschichte. Ein weiter Raum ist der Rezeption seiner Lieder bis heute gewidmet. Ein Höhepunkt wird am 11. März ein vom ZDF übertragener Gottesdienst in der Berliner Marienkirche sein. Mehr als 120 Lieder schrieb Gerhardt, Lieder, die heute fast zu Volksliedern geworden sind. Wer die Texte nachlesen möchte, der wird an dem Buch **„Geh aus mein Herz“** (Hrsg. Reinhard Mawick, Faber & Faber Verlag, 275 Seiten, geb., 35 Euro) seine Freude haben. Hier finden sich sämtliche deutschen Lieder des Barockdichters. *os*

Paul Gerhardt Foto: Archiv

Mehr Informationen unter www.paul-gerhardt-jahr.de

Der evangelische Pfarrer und Dichter vieler Kirchenlieder Paul Gerhardt wurde vor 400 Jahren am 12. März 1607 in Gräfenhainichen im heutigen Bundesland Sachsen-Anhalt geboren. In evangelischen Gesangbüchern ist Gerhardt bis heute der meistvertretene Liederdichter. Optimismus, Gottesfurcht und Friedenssehnsucht waren die besonderen Merkmale seiner Werke, die stark unter dem Eindruck der Katastrophe des 30jährigen Krieges standen. 1619 starb sein Vater, 1621 die Mutter. 1637 verließ er nach einem erfolgreichen Abschluß die Fürstenschule von Grimma und ging zum Studium nach Wittenberg, wo schon Martin Luther gelehrt hatte. Im gleichen Jahr verwüstete die schwedische Soldateska seine Heimatstadt. Einer seiner Brüder starb.

Nach dem Studium wirkte Gerhardt in Brandenburg. Zunächst fand er 1643 eine Anstellung als Hauslehrer in Berlin, dann wirkte er ab 1651 als Probst in Mittenwalde. Dort unterstanden ihm elf Pfarreien zur Aufsicht. 1657 konnte er in der kurbrandenburgischen Haupt- und Residenzstadt Berlin die Stelle des Pfarrers der Nikolaikirche antreten. Nicht nur zwischen katholischen und evangelischen Christen gab es damals große theologische und emotionale Gegensätze, sondern zwischen lutherischen und reformierten Predigern gab es auch Zwist. Viele Pfarrer vertieften durch ihre Predigten die Abneigungen. Schließlich wurde das ganze Treiben dem Großen Kurfürsten, der selbst reformierter Christ war, zu viel. Er erließ 1664 ein Edikt, in dem die lutherischen und reformierten Prediger verpflichtet wurden, nicht gegeneinander zu polemisieren.

Paul Gerhardt weigerte sich aus Gewissensgründen (er war im Zweifel, ob der Souverän berechtigt war, eine solche Unterschrift verlangen zu können), die geforderte Erklärung abzugeben. Daraufhin wurde er des Amtes enthoben. Zwar setzte die Gemeinde sich für Gerhardt ein und auch der Große Kurfürst war bereit, ihn wieder in Berlin predigen zu lassen, aber Gerhardt verließ Brandenburg und fand in Lübben im Spreewald, das damals zu Sachsen-Meiningen gehörte, eine neue Anstellung als Pfarrer.

Der bedeutende evangelische Liederdichter Paul Gerhardt starb in seinem 70. Lebensjahr am 27. Mai 1676 in seiner Lübbener Pfarrwohnung und wurde im Chorraum nahe dem Altar seiner letzten Wirkungsstätte beigesetzt. *Klaus Gröbig*

Zerstörung der Gemütlichkeit

Das Vitra Design Museum zeigt auf einer Ausstellung die Entwicklung der »idealen Wohnung«

Von SILKE OSMAN

Die Wohntrends 2007 sind vielseitig wie nie. Organische Formen, hochwertige Materialien, wandlungsfähige Wohnsysteme und originelle Ideen präsentierten die Hersteller auf der Möbelmesse in Köln. Lounges wie im Flughafen oder doch lieber Kuschelecken? Fließende Formen und flexible Gestaltung, Retro-Look und klassische Elemente – die neuen Polstermöbel bieten für jeden Geschmack etwas Besonderes. Nüchterne Coffee-Shop-Atmosphäre mit modernen Sitzbänken verbreitet das Gefühl, nicht wirklich zu Hause zu sein. Ob's gefällt? „Cooles Design" mit Beton oder Schichtholzplatten, dazwischen jede Menge intelligente Lösungen mit Holz, sollen vor allem junge Leute ansprechen. Der Clou: Tischplatten versehen mit dem Wunschmotiv des Kunden.

Auch die Lampen, hier vornehm „Leucht Objekte" genannt, zeigen Vielfalt: elegante Porzellan-Skulpturen, Leselampen, die sich mühelos in alle Richtungen drehen lassen, und stimmungsvolle Deckenleuchten, die an Blüten erinnern. Variable Möbel, dekorative Raumteiler, praktische Pflanzbehälter zeigen den Ideenreichtum heutiger Gestalter.

Einen Blick zurück in die Vergangenheit und somit auch in die Entwicklung der „idealen Wohnung" wagt das Vitra Design Museum in Weil am Rhein mit seiner aktuellen Ausstellung unter dem Titel „Die Zerstörung der Gemütlichkeit?" Gezeigt werden 140 Objekte, darunter Zeichnungen und großformatige Fotos damaliger Wohnungseinrichtungen und Ausstellungsinstallationen, Plakate, Kataloge und andere historische Dokumente aus Museumsarchiven. Dazu sind Möbel und Leuchten aus der Sammlung des Vitra Design Museums zu sehen, die in den jeweiligen Ausstellungen und Schauwohnungen präsentiert wurden. Von Jugendstil bis zum Deutschen Punk-Design, vom skandinavischen Einrichtungsstil zur Wohnlandschaft des Popzeitalters macht diese Ausstellung den Wandel der Wohnideale anhand von 16 ausgewählten internationalen Ausstellungen des 20. Jahrhunderts deutlich.

Begonnen hatte alles 1901 mit der Ausstellung „Ein Dokument Deutscher Kunst", der ersten bedeutenden deutschen Bauausstellung. Josef Maria Olbrich hatte in Darmstadt sieben Künstlerhäuser, Peter Behrens ein achtes errichtet, das jedes für sich ein Gesamtkunstwerk war, jeder Raum individuell gestaltet. Sechs Jahre zuvor war in Leipzig eine Mustermesse durchgeführt worden, ein neuer Messetyp, der den Menschen zum bewußteren Umgang mit den Dingen des täglichen Gebrauchs bringen sollte. Ästhetisch geformte, heute würde man sagen durchgestylte, Textilien, Möbel, Besteck, Glas, Geschirr sollten den Alltag erobern.

1908 erregte der Österreicher Josef Hoffmann nicht nur in seiner Heimat Aufsehen, als er auf der Kunstschau ein Landhaus errichten ließ, ausgestattet mit ornamentalen Tapeten und Teppichen sowie mit Möbeln aus Bugholz, einem Material, das wie Stahlrohr Gewicht und Masse der Möbel reduzierte und so zu einer „optischen Entrümpelung" führte.





Schöner Wohnen vor 100 Jahren: Speisezimmer im Haus Behrens auf der Mathildenhöhe Darmstadt, errichtet von Peter Behrens anläßlich der Ausstellung „Ein Dokument Deutscher Kunst" im Jahr 1901 und Eingangshalle eines kleinen Landhauses, errichtet von Josef Hoffmann für die Kunstschau in Wien 1908 Fotos: Archiv Vitra Design Museum, MAK Wien

„Kram von vergoldeten Konsolen, Kredenzen, Büfetts, Vitrinen und so weiter, was fangen wir heute damit an? Wir geben höchstens dafür viel Geld aus, sie versperren uns die Zimmer, das heißt der Architekt wird gezwungen, große Räume zu schaffen, und wir erhalten ein großes, nutzloses und teures Haus", sagte Le Corbusier, der 1927 für die Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung" zwei Häuser der Stuttgarter Weißenhofsiedlung entworfen hatte.

Ob sich allerdings in den vergangenen 100 Jahren wirklich so sehr viel in den deutschen Wohnzimmern gewandelt hat, mag der Besucher der Ausstellung selbst entscheiden.

Die Ausstellung des Vitra Design Museums, Weil am Rhein, Charles-Eames-Straße 1, ist montags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, mittwochs bis 20 Uhr geöffnet, Eintritt 8 / 6,50 Euro, bis 28. Mai.

Liebe – was ist das?

Liebe ist ..." Mit diesem Spruch, der die unterschiedlichsten Ergänzungen erfuhr und durch lustige Zeichnungen unterstrichen wurde, nahm sich in den 70er Jahren die neuseeländische Cartoonistin Kim Casali eines Themas an, das die Menschen seit Urzeiten beschäftigt. Bis heute finden die Bücher, Poster und anderen Produkte mit dem Spruch „Liebe ist ..." viele Freunde. Vom Mittelalter bis heute reicht die stolze Reihe der Dichter und Schriftsteller, die sich der Liebe gewidmet haben. Die schönsten und bekanntesten Geschichten und Gedichte über die Liebe und die Leidenschaft sind nun in einer umfassenden Anthologie aus dem Düsseldorfer Patmos Verlag vereint: **Das große Buch der Liebe** (624 Seiten, geb., 39,90 Euro) enthält Texte aus 1000 Jahren von Hildegard von Bingen bis Durs Grünbein. Walther von der Vogelweide rätselte über die Liebe („lieb ist: zweier Herzen wonnen / teilen sie sich alles, ist die liebe da") ebenso wie Robert Walser („Liebe ist ein zu schönes Wort, als daß ich's leichtsinnig in den Mund nähme; ich möchte, was es bedeutet, lieber nur empfinden ..."). Männer wie Frauen haben ihre eigenen Erfahrungen mit der Liebe gemacht und darüber geschrieben. Diese Sammlung ist eine zauberhafte Lektüre nicht nur für Liebespaare oder Ehepaare, sie ist auch ein Spaziergang durch die deutsche Literatur. *SiS*

Wenn die Zunge stolpert

Menschen mit Sprachfehlern werden nicht selten zum Ziel von Witzen und Gespött. Um dieses Problem zu verringern, sollten Eltern ihren Kindern rechtzeitig Toleranz vermitteln. „Dabei ist das Wissen wichtig, daß Stottern, Lispeln und andere Sprachfehler nichts mit Dummheit zu tun haben", sagt Monika Rausch, Präsidentin des Deutschen Bundesverbandes für Logopädie.

Kleinere Sprachblockaden haben die meisten Menschen schon einmal erlebt. In aufregenden Situationen sind ihnen zum Beispiel die Worte weggeblieben oder sie haben sich versprochen. „Kinder sollte man daher fragen, ob ihnen so etwas schon passiert ist und wie sie sich dabei gefühlt haben", rät Rausch. Wie würden die Kinder es finden, wenn jemand in solch einer Situation lachen würde?

„Ein Gespräch mit Leuten mit schweren Sprachfehlern ist nicht immer ganz einfach", sagt die Logopädin. Dabei sei es hilfreich, sich darauf zu konzentrieren, was jemand sagt und nicht, wie er es sagt. Dann nämlich falle es leichter, normal zu reagieren und durch Blickkontakt, Nicken und kleine Kommentare das eigene Interesse zu signalisieren. Häufig ist dafür Fingerspitzengefühl nötig. „Wer einem Stotternden immer die Worte vorwegnimmt, bevormundet ihn", sagt Rausch. Anderseits lasse man einen Gesprächspartner auflaufen, wenn man mit regungsloser Miene oder eisigem Schweigen auf das Stottern reagiere. *ddp*

Durch Fluchen im Gleichgewicht

Schimpfwörter und Verwünschungen sind fester Bestandteil jeder Sprache

Von CORINNA WEINERT

Eltern tun es, Lehrer auch und Politiker erst recht: Sie kämpfen für eine Welt ohne Kraftausdrücke und fluchen doch selbst – mal gedämpft, mal in lautstarken Ausbrüchen. Schimpfwörter sind verpönt, als ordinär und unflätig werden Menschen abgestempelt, die ihre Wut in lautstarkem Wortschwall kundtun. Dabei hat Fluchen auch sein Gutes, wie Forscher herausfanden.

Schimpfwörter und Verwünschungen sind fester Bestandteil jeder Sprache. Fünf Prozent unseres Wortschatzes, aus dem wir alltäglich während der Arbeit schöpfen, sind ihnen vorbehalten, in der Freizeit sind es sogar zehn Prozent, hat der Psychologieprofessor Timothy Jay ermittelt.

Malediktologie nennt man den Zweig der Psychologie, der sich mit dem Fluchen beschäftigt; hier ergründen Forscher die dunklen Sphären unserer Kommunikation. Schimpfwörter und Verwünschungen werden erst seit 30 Jahren von der Wissenschaft untersucht. Pioniere dieser Fachrichtung sind Timothy Jay vom Massachusetts College of Liberal Arts und sein deutschstämmiger Kollege, der Philologe und Schimpfwortforscher Reinhold Aman aus Kalifornien.

Fluchen hilft, das seelische und körperliche Gleichgewicht wieder herzustellen. „Menschen lassen damit ihren emotionalen Dampf ab", erläutert Aman, der sogar eine Fluch-Fachzeitschrift, die „Maledicta", herausgibt. „Die Möglichkeit, seinem Unmut durch Fluchen Luft zu machen, verhindert gewalttätige Auseinandersetzungen, wie sie im Tierreich üblich sind", meint Jay, „leider wird der Wert dieser Art von Aggressionsbewältigung noch oft unterschätzt." Fluchen ist dabei das letzte Glied in einer dreiteiligen Verhaltenskette, wie Aman erklärt: „Man ist frustriert oder verärgert, gerät deswegen in einen Erregungszustand und versucht, sich durch Fluchen abzureagieren."

Das Geschlecht spielt beim Fluchen nur eine untergeordnete Rolle, wenn Männer auch etwas häufiger als Frauen zu Kraftausdrücken neigen. Eine größere Bedeutung, so ermittelten die Forscher, hat hingegen die berufliche oder gesellschaftliche Position: je höher der Rang, desto mehr verbale Ausschweifungen.

Für Aman ist der Fluch- und Schimpfwortschatz die sicherste Methode, um tiefe Einblicke in die Werte einer Gesellschaft zu bekommen. Weltweit gebe es, so meint der Schimpfwortforscher, drei universelle Fluchgruppen: „Gotteslästerer" stammen vorwiegend aus katholischen Kulturen. Ihr schlimmstes Vergehen ist die Beleidigung der Religion. Die „Familienschänder" sind in Afrika, Asien und Ozeanien weit verbreitet. Ihr größtes Tabu ist die Ehrenkränkung von Familienmitgliedern, insbesondere der Mutter. Die „Prüden" schließlich sind hauptsächlich in puritanischen Kulturen wie den USA anzutreffen. Ihr Fluchen beinhaltet am häufigsten Bezeichnungen für Geschlechtsteile und Körperausscheidungen. Im Deutschen sind laut Statistik über 80 Prozent der Schimpfworte noch jugendfrei, nur bei 13 Prozent müssen die Kleinen sich die Ohren zuhalten.

> Schon bei kleinen Kindern wird dieser Wortschatz gelegt

Während Fluchen den Schimpfenden erleichtert, weckt eine solche Entladung beim Zuhörer eher unangenehme Empfindungen. Mit Gänsehaut, beschleunigtem Pulsschlag und flacherer Atmung reagierten Testpersonen, denen Obszönitäten klar und deutlich vorgelesen wurden.

Die Grundlagen für unseren Kraftwortschatz eignen wir uns bereits an, kaum daß wir sprechen können. „Kleine Kinder merken sich die verpönten Begriffe lange bevor sie ihren eigentlichen Sinn begreifen", erklärt der Linguist John McWhorter.

„Man kann den Lernprozeß als klassische Konditionierung bezeichnen", meint Jay. „Die Kinder lernen durch die entsetzte Reaktion ihrer Eltern schnell, daß ihnen Schimpfwörter eine Waffe in die kleinen Münder legen, mit der sie sich absolute Aufmerksamkeit erkämpfen."

Aber auch im Erwachsenenalter merken wir uns tabuisiertes Vokabular wesentlich besser als neutrale Alltagsbegriffe, wie der Psychologe Donald MacKay mit seinen Untersuchungen nachwies.

Tabuvokabeln finden in unserem Gehirn eine andere Heimat als neutrale Wörter: Scans mit Kernspintomographen und Positronen-Emissions-Tomographen zeigten, daß Schimpfwörter im limbischen System, dem etwa walnußgroßen animalischen Zentrum in unserem Gehirn landen. Hier lagern unsere Emotionen und eben auch das Reservoir an Kraftausdrücken. Die verbale Vernunft sitzt im präfrontalen Cortex, dem neuronalen Zensor, der das Tier im Gehirn überwacht.

Neurologen nehmen an, daß Schimpftiraden dann ausbrechen, wenn die höheren Regionen im Gehirn den Emotionsstau im limbischen System nicht mehr zurückhalten können.

Das Bedürfnis zu fluchen ist so tief in unserem Gehirn verankert, daß dies die sprachliche Fähigkeit ist, die am längsten erhalten bleibt. In Studien mit Alzheimerpatienten und Demenzkranken hat man die verblüffende Entdeckung gemacht, daß Menschen auch dann noch mit Kraftausdrücken um sich werfen, wenn sie schon lange die Namen von Verwandten vergessen haben und ihr Vokabular massiv eingeschränkt ist. Offenbar handelt es sich dabei um das Ergebnis eines lebenslangen Lernprozesses.

Wenn auch von vielen nicht gerne gehört: Fluchen ist Balsam für die Seele, es befreit und bringt die Emotionen wieder ins Gleichgewicht. Und nicht nur das – es ist obendrein der Gesundheit dienlich, denn bei Wutausbrüchen werden die Magensäfte aktiviert. Läßt man der Wut nicht freien Lauf, riskiert man Magengeschwüre.

Einen Rat vom Fluch-Papst Aman sollte man sich allerdings zu Herzen nehmen: „Trägt der Gegner eine Waffe, kann Fluchen ungesund werden. Dann ist es ausnahmsweise besser, sich auf die Zunge zu beißen."

»Rangegangen wie Blücher«

Preisrätsel der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* über preußische Redewendungen war ein Erfolg

Von REBECCA BELLANO

Tatsächlich, so mancher Leser der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* ist bei dem Preisausschreiben dieser Zeitung „rangegangen wie Blücher". Das Ehepaar Heidi und Heinrich Korn erklärte sogar den Ursprung dieser preußischen Redewendung, die bedeutet, daß man etwas entschlossen in Angriff nimmt. So beziehe sich diese Formulierung auf den preußischen Generalfeldmarschall Blücher, der in den Befreiungskriegen gegen Napoleon von 1813 bis 1815 die preußische Armee geführt und der durch sein beherztes Eingreifen den Sieg über den Kaiser der Franzosen erst möglich gemacht habe.

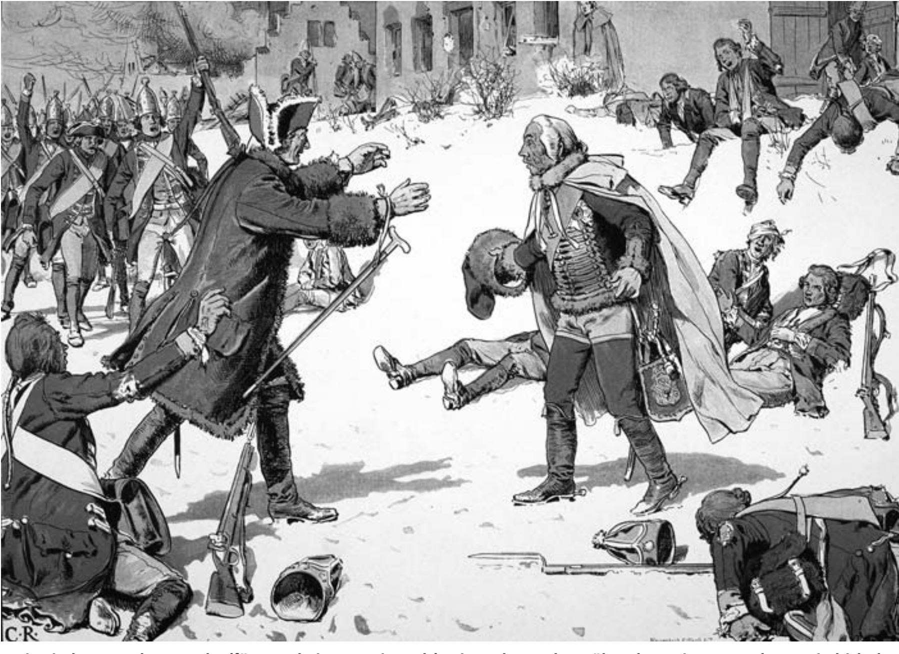
Besonders häufig fand sich in den Zuschriften die Redewendung „Die Religionen Müsen alle Tolleriret werden und mus der fiscal nuhr das auge darauf haben das keine der andern abruch Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner Façon selich werden" beziehungsweise verkürzt „jeder soll nach seiner Façon Selich werden". Diese Äußerung von Friedrich dem Großen ist von ihm im Rahmen der Diskussion über die Zukunft der katholischen Schulen in Preußen am 22. Juni 1740 gemacht worden.

Auch die schon im Preisausschreiben selbst erwähnte Redewendung „Wie Ziethen aus dem Busch" wurde häufig angegeben. Eberhard Rode erinnerte sich diesbezüglich sogar an eine lustige Anekdote aus seiner Familie. So soll sein Bruder Joachim, geboren 1935, im Alter von fünf oder sechs Jahren mit seiner Mutter beim Apotheker Hornemann in Stargard / Pommern für einen Lacher gesorgt haben. Auf die Frage des Apothekers, wie der kleine Mann denn heiße, der da kaum über den Tresen schauen könne, antwortete der Junge wie aus der Pistole geschossen: „Joachim Hans von Ziethen".

Ein weiterer Renner war „Fisimatenten", wobei die Einsender hier sehr unterschiedliche Erklärungen für diesen Ausdruck hatten. Zwar waren sich alle einig, daß er aus der Zeit der napoleonischen Kriege stamme und daß ihn Mütter gegenüber ihren Töchtern verwendet hätten, wenn sie diese vor Liebschaften hätten warnen wollen, doch die Herleitung selbst variierte. So meinte die überwiegende Mehrheit, daß „Fisimatenten" von dem französischen Satz „visite ma tente" (besuche mein Zelt) stamme, den die napoleonischen Soldaten den deutschen Mädchen zuriefen, um ihnen in Ruhe näherkommen zu können. Eine andere Zuschrift erklärte den Begriff allerdings mit „fille à ma tente" (Mädchen in mein Zelt), was eher dem Befehl eines Truppenführers gleicht. Eine Leserin der *PAZ* meinte jedoch, daß „Fisimatenten" von „j'ai visité ma tante" (Ich habe meine Tante besucht.) hergeleitet sei, was die jungen französischen Soldaten immer gegenüber ihren Kommandierenden gesagt hätten, wenn sie zu spät wieder in die Kaserne gekommen seien, da sie ein deutsches Mädel verführt hätten.

Aber auch andere Redewendungen wurden der *PAZ* zugesandt. So bot Gert Obersteller den Ausspruch „Kerle, wollt Ihr ewig leben?" an, der von Friedrich dem Großen stammen soll. Dr. Siegfried Pelz erinnerte unter anderem an einen alten Vers aus dem Siebenjährigen Krieg: „Und wenn der Große Friedrich kommt und klopft sich auf die Hosen, dann läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen." Der Vers selbst entstand nach der siegreichen Schlacht von Roßbach im Herbst 1757.

Unerwartet weit abgeschlagen in der Gunst der Einsender war „Mehr sein als scheinen" und das Stichwort „auf gut Preußisch". Klaus Fastenrath erinnerte als einziger an das Sprichwort „So schnell schießen die Preußen nicht", was bedeutet, daß man erst überlegt, bevor man eine Entscheidung trifft. Auch meint er, daß der Begriff „baldowern" (auskundschaften) preußische Wurzeln habe, genau wie „hanebüchen", was für eine überzogene Behauptung steht.





„Wie Ziethen aus dem Busch" (für „aus heiterem Himmel"): Die Redewendung über den Reitergeneral von Friedrich dem Großen kommt auch im Fontane-Gedicht „Der alte Ziethen" vor. „Wie selber er genommen die Feinde stets im Husch, So war der Tod gekommen, wie Ziethen aus dem Busch." Foto: BpK

Ein Leser erklärte, daß der Ausdruck „tiefer hängen", was bedeutet, einer Sache nicht allzu große Bedeutung beizumessen, auch von Friedrich dem Großen stamme. Eine Erklärung wird gleich mitgeliefert: „Als die Leute eine Karikatur von Friedrich dem Großen in Zusammenhang mit der von ihm eingeführten Kaffeesteuer aufhängten, und eine größere Menschenmenge sich um diese drängte, sagte der König, als er dies beobachtete: ‚Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich den Hals nicht ausrecken müssen!'"

Den Gutschein über zwei Übernachtungen für zwei Personen im idyllisch, aber verkehrsgünstig gelegenen Park-Hotel Berlin Schloß Kaulsdorf, eingeschlossen sind Frühstücksbuffet und Drei-Gänge-Menü, hat übrigens Horst Redetzky gewonnen. „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen", ist nur eine der von ihm genannten Redewendungen. Diese stamme übrigens vom Herzog von Wellington während der Schlacht von der Belle Alliance (Waterloo). Auch meint er, „beim Portepee fassen" (an die Ehre appellieren) würde von den Preußen stammen.

Es bleibt jetzt nur zu hoffen, daß die *PAZ*-Leser noch nicht all ihr Pulver verschossen haben und beim nächsten Mal wieder genauso viele gute Beiträge schicken.

»Seniorenehe« bald möglich

Wer sich erst kirchlich und dann erst standesamtlich trauen lassen will, begeht künftig keine Ordnungswidrigkeit mehr. Das sieht ein Personenstandsrechtsreformgesetz vor, das zum 1. Januar 2009 in Kraft treten soll. Das teilte das Bundesinnenministerium auf Anfragen von Christen mit.

Allerdings werde eine nur kirchlich geschlossene Ehe auch weiterhin keine rechtliche Wirkung haben. Hintergrund der Anfragen: In manchen christlichen Kreisen wird eine kirchlich geschlossene „Seniorenehe" als Möglichkeit diskutiert, um das aus finanziellen Gründen von Witwen und Witwern praktizierte Zusammenleben ohne Trauschein zu vermeiden. Man werde vor Gott eine verbindliche Partnerschaft eingehen können, ohne aus einer früheren Ehe erworbene Rentenansprüche zu verlieren. Durch das Schreiben aus dem Ministerium sieht sich der frühere Generalsekretär des evangelischen Fachverbandes für Sexualethik und Seelsorge „Weißes Kreuz", Pfarrer Gerhard Naujokat (Kassel), in seiner Forderung nach Einführung einer „Rentnerehe" für verwitwete Christen bestätigt. Ältere Menschen dürften nicht wegen des drohenden Verlusts von Rentenansprüchen in „wilde" Partnerschaften gedrängt werden. Daß eine „Kirchenehe" keine juristischen Konsequenzen hat, ficht Naujokat nicht an. Wichtig sei den betroffenen Personen „die Bejahung und der Segen der christlichen Gemeinde" für ihre Beziehung: „Sie gehen vor der Gemeinde eine Verbindlichkeit ein, bis der Tod sie scheidet." Eine solche Vertrauensgemeinschaft benötige keine Rechte. Das Ziel einer solchen „Kirchenehe" sei ja, daß das Rentenrecht nicht durch eine christliche Trauung berührt werde.

Bisher keine Hochzeit wegen Rentenverlusten

Auswirkungen auf die Bereitschaft junger Paare, eine Ehe einzugehen, befürchtet Naujokat nicht: „Die standesamtliche Trauung für junge Paare bleibt ungefochten, denn sie bringt jungen Familien Sicherheit, die die Alten nicht mehr brauchen." *idea*

Die nächtlichen Amokläufe der Gewaltschläfer

Mehr als ein Prozent der Bevölkerung neigt im Schlaf zu Brutalität

Von CORINNA WEINERT

Wer schläft, sündigt nicht", versichert der Volksmund. Doch für einige von uns gilt die Annahme immanenter Friedfertigkeit nicht: Mehr als zwei Prozent der Bevölkerung legen britischen und kanadischen Forschern zufolge mitten in der nächtlichen Ruhephase aggressive Verhaltensweisen an den Tag. Die Palette der Gewaltakte reicht vom drohenden Schreien bis hin zu Schlägen und Tritten gegen die Bettgefährten. Gewaltschläfer prügeln im Schlaf auf ihre Bettgenossen ein, würgen sie, ziehen sie an den Haaren. Oder sie inszenieren groteske Schattenkämpfe, hauen gegen die Wand, demolieren Bilder und Spiegel, springen mitunter in den splitternden Kleiderschrank. Die nächtlichen Schreckensfahrten dauern meist nicht länger als eine Minute und können mehrfach auftreten. Nach dem Ende der Amokläufe im Bett erinnern sich die Gewaltschläfer so gut wie nie an die Hiebe und Knüffe, die sie ausgeteilt haben. Statt dessen berichten sie von angsterfüllten Träumen, in denen es für sie um Leben und Tod ging: Männer fühlen sich bei diesem nächtlichen Horror nach Angaben des Regensburger Schlafmediziners Göran Hajak häufig von Monstern oder wilden Tieren bedroht – Frauen berichten eher von unheimlichen Schatten.

Frauen haben unter den nächtlichen Attacken am meisten zu leiden, denn die Gewalt geht in 80 Prozent der Fälle von Männern aus. „Wenn er anfing, nachts zu fluchen, konnte ich darauf warten, daß er gleich die Fäuste schwingt", erzählt ein weibliches Opfer, das ein jahrzehntelanges Martyrium durch den Ehegatten, der notorischer Gewaltschläfer war, erlebte. In ihrer Not versuchen sich manche der unschuldig Verfolgten durch brachiale Maßnahmen zu schützen: Sie flechten die zum Toben neigenden Bettgefährten nachts mit Riemen ans Bettgerüst – nur um in vielen Fällen festzustellen, daß die in größter Not agierenden Wüteriche mitunter auch die dicksten Knoten knacken. Um die Gewalttäter selbst vor Schlimmerem zu bewahren, verschwinden nach und nach Bilder, Spiegel und gefährliche Möbelstücke aus den Schlafzimmern. Das Erstaunliche: Es sind häufig gerade die im Wachzustand Friedfertigen und Sanftmütigen, die sich nachts in Wüteriche verwandeln. Ein Drittel der Betroffenen verletzt sich selbst, zwei Drittel den Bettpartner. So erfahren viele erst von ihren nächtlichen Gewaltakten.

Ungewöhnliches Verhalten, das aus dem Schlaf heraus auftritt, ist keine Seltenheit. Man bezeichnet es als Parasomnie. Besonders häufig treten solche mysteriösen Handlungsweisen bei Kindern und Jugendlichen in Form von Schlafwandeln auf. Die meisten solcher Schlaf-Verhaltensstörungen haben ihre Ursache in gestörten Umschaltmechanismen beim Übergang von der Wachheit zum Schlaf und von einem Schlafstadium zum nächsten.

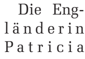


Von wegen, wer schläft, sündigt nicht: Manche werden im Schlaf zum Schläger. Foto: ddp

Herkömmlicher Lehrmeinung zufolge ist das Verhalten der Gewaltschläfer eigentlich unmöglich, denn in der als REM-Phase bezeichneten Traumphase ist die Körpermotorik lahmgelegt; bewegen können wir uns dann kaum. Nur die lebensnotwendigen Körperfunktionen arbeiten. Gesunde Menschen haben es diesem natürlichen Schutzmechanismus zu verdanken, daß sie auch ihre wildesten Alpträume friedlich schlummernd durchleiden. Bei einem Gewaltschläfer aber bleiben die Muskeln aktiv, und es kommt zu heftigen Körperbewegungen. Bereits vor einigen Jahren erkannte der US-Schlafforscher Carlos Schenck, daß bei einem Gewaltschläfer die vom Hirnstamm gesteuerte Bewegungshemmung nicht funktioniert und die Gliedmaßen in der REM-Phase heftig zucken. Da die Parasomnie in der REM-Phase auftritt, nennt man sie REM-Parasomnie.

Mediziner glaubten früher fälschlicherweise, daß die Menschen wach seien oder unter epileptischen Anfällen litten. Erst neuerdings haben Schlafforscher von der Universität München erkannt, weshalb die von der Natur als Selbstschutz vorgesehene Bewegungssperre nicht in allen Fällen greift: Durch spezielle Untersuchungen am Gehirn der Gewaltschläfer fand die Neurologin Ilonka Eisensehr heraus, daß es sich um eine Vorform der Parkinson-Erkrankung handelt. Schlafforscher entdeckten mittlerweile in bestimmten Hirnarealen Veränderungen, wie sie bei Parkinson-Patienten vorkommen. So war der Botenstoff Dopamin im Gehirn der Gewaltschläfer und der Parkinson-Patienten deutlich niedriger als bei gesunden Menschen. Die REM-Parasomnie ist damit jedenfalls teilweise auf Störungen im Transport von Dopamin zurückzuführen.

Schlaf-Verhaltensstörungen lassen sich in den meisten Fällen mit einfachen Mitteln behandeln. Das Antiepileptikum Carbamazepin und das Beruhigungsmittel Clonazepam verhindern die nächtlichen Gewaltausbrüche und bringen in neun von zehn Fällen eine friedliche Nachtruhe zurück. Doch die Gewaltakteure haben häufig Hemmungen, Außenstehende in die düstere Nachtseite ihres Wesens einzuweihen. Sie schämen sich wegen der Exzesse und quälen sich mit Schuldgefühlen. Es dauert oftmals sehr lange, bis Gewaltschläfer ärztliche Hilfe suchen.



Anliegen des Herzens

Geschichte der Reichsstraße 1

Die Engländerin Patricia Clough hat unleugbar eine gewisse Affinität für Themen, die einen Ostpreußenbezug aufweisen.

In „Die Flucht der Trakehner aus Ostpreußen“ hat sie vor kurzem ein großes Leserpublikum für die in vielen Gesellschaftsschichten in Vergessenheit geratene deutsche Region interessieren können. Mit ihrem neuesten Buch „Aachen–Berlin–Königsberg – Eine Zeitreise entlang der alten Reichsstraße 1“ versucht sie es nun erneut.

In den frühen 60er Jahren reiste die junge Britin durch die Niederlande Richtung Deutschland.

Völlig verwundert nahm sie damals ein schlichtes weißes Schild wahr: „Königsberg 1000 km“. „Wie bitte? Als junge Besucherin aus Großbritannien hatte ich damals nur eine eher verschwommene Vorstellung von der Nachkriegsgeographie des Kontinents. Aber immerhin wußte ich, daß Königsberg jetzt nicht mehr Königsberg genannt wurde, daß ich bis dorthin mehrere ziemlich garstige Grenzen zu überwinden hätte und außerdem ohnehin nicht hineingelassen würde, weil die Stadt militärisches Sperrgebiet war.“

Wie dieses Straßenschild dorthin kam und ob es noch heute dort steht, erzählt die zwölf Jahre als Deutschlandkorrespondentin tätig gewesene Journalistin.

Kilometer um Kilometer fährt sie zudem die Strecke der alten Reichsstraße 1 ab, die einem fast 2000 Jahre alten Handelsweg folgt. Schon die Römer reisten einige Teilstücke der heute nur noch fragmentarisch vorhanden Route.

Von Aachen über Essen, Dortmund, Hameln, Hildesheim, Magdeburg, Berlin, Küstrin, Landsberg, Deutsch Krone, Dirschau, Marienburg über Königsberg bis nach Eydthkuhnen führt ihr Weg.

Hierbei erfährt der Leser einiges über die Geschichte der jeweiligen Stadt, hört Legenden, aber auch Greueltaten aus NS- oder DDR-Zeit.

Da Ostpreußen sich am Ende der Strecke befindet, liegt der Schwerpunkt des Buches auf den westlichen Städten, die eben das längste Teilstück der Reichsstraße 1 ausmachten.

An manchen Stellen wirken die Berichte von Patricia Clough auch ein wenig unmotiviert. Manchmal fragt sich der Leser wiederum, warum sie ihm gerade diese bestimmte Anekdote erzählt. Bei der Landsmannschaft Ostpreußen Engagierte werden sich freuen, wenn sie lesen, daß die Autorin den Lebensläufen der beiden Ostpreußen Anneliese und Karl-Heinz Kelch einige Seiten gewidmet hat. Gerade hier menschelt Patricia Clough auf eine sehr angenehme Weise. Vor allem hier merkt man, daß ihr das Thema am Herzen liegt. *R. Bellano*

***Patricia Clough: „Aachen–Berlin–Königsberg – Eine Zeitreise entlang der alten Reichsstraße 1“**, DVA, München 2007, geb., 217 Seiten, 19,95 Euro, Best.-Nr. 6048*



Beliebter Preußenkönig

Das Deutschlandbild der Franzosen im Siebenjährigen Krieg

Einen durchaus interessanten Aspekt des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) hat der Historiker Sven Externbrink zum Mittelpunkt seiner Habilitationsschrift gewählt. Unter dem Titel „Friedrich der Große, Maria Theresia und das Alte Reich – Deutschlandbild und Diplomatie Frankreichs im Siebenjährigen Krieg“ ist diese Arbeit jetzt veröffentlicht worden und für Geschichtsinteressierte zugänglich.

Anhand von zahlreichen Quellen hat sich der Autor mit dem Deutschlandbild Frankreichs zur Zeit Friedrich des Großen auseinandergesetzt. Um seinen Leser aber in das allgemeine Umfeld einzuführen, erläutert er vorher, wie die französische Außenpolitik unter Ludwig XV. funktionierte, welche Spannungen in Europa damals herrschten und welche Vorgeschichte diese hatten.

Auch schildert er, wieso Frankreich auf der Seite Österreichs in den Siebenjährigen Krieg gegen Preußen und dessen Verbündeten England hineingezogen wurde beziehungsweise sich hatte hineinziehen lassen, obwohl Preußen selbst vorher nicht direkt als Gegner aufgefaßt worden war. „Im übrigen wäre es gut, die Nation über die Hintergründe des Krieges zu unterrichten. Man haßt in Frankreich die Engländer und liebt den König der Preußen. Es ist notwendig, einzusehen, daß die einen wie die anderen, die sich verbündet haben, um uns zu zerstören und zu demütigen, die Mißachtung der Öffentlichkeit verdienen.“ Doch Ludwig XV. hielt nichts von derartiger Kriegspropaganda, wie sie ihm seine Berater nahelegten. Allerdings fürchteten die katholischen Franzosen Gefahr von seiten des protestantischen Monarchen Friedrich II., da katholische Kirchenkreise die unterschiedlichen Konfessionen für ihre Sache nutzten und entsprechende Anti-Preußen-Propaganda streuen ließen. Auf diese Befürchtungen und auf kritische Berichte französischer Diplomaten vom Hofe des Preußenkönigs geht der Autor ausführlich ein.

Im Ganzen ist und bleibt die Publikation jedoch nur eine Habilitationsschrift, die lediglich einen sehr engen Ausschnitt beschreibt, so daß sie zum gewinnen eines Überblicks zum Thema Siebenjähriger Krieg nicht geeignet ist. *Bel*

***Sven Externbrink: „Deutschlandbild und Diplomatie Frankreichs im Siebenjährigen Krieg“**, Akademie Verlag, Berlin 2006, geb., 418 Seiten, 69,80 Euro, Best.-Nr. 6086*



Die Angst vorm Leben

Junge Frau wandelt sich von einer grauen Maus zur selbstbewußten Person

In „Unsichtbar“ erzählt Ivana Jeissing aus dem Leben einer jungen Frau, die ihr Leben bisher damit verbracht hat, unauffällig, brav und fleißig – quasi „unsichtbar“ zu sein.

Ganz nach dem Beispiel ihrer Mutter, die sich als redliche Ehefrau immer in den Schatten ihres erfolglosen Mannes stellte, um ihm die Schmach der Erkenntnis, daß sie besser sein könnte als er, zu ersparen. Jane Terry ist eigentlich eine hübsche und durchaus intelligente Frau, doch als nach all den Jahren des „Nicht-gesehen-werdens“ Peter in ihrem Leben auftaucht und ihr ein, wenn auch sehr zweifelhaftes, Kompliment macht, ist sie darüber so erfreut, daß sie kaum bemerkt, wie sie mit offenen Augen in ihr Unglück läuft.

„Zwei Tage später rief Peter an, weil er mich unbedingt wiedersehen wollte, und wir trafen uns in einem Londoner Café, wo er mir bei Kuchen und Tee meine große Ähnlichkeit mit ‚Ma Jolie‘ gestand. Ich fühlte mich geschmeichelt. Allerdings war dieses wunderbare Gefühl nur von kurzer Dauer, denn als ich in einem Kunstbuch ihr Bild entdeckte, war ich nicht nur enttäuscht, sondern auch zutiefst irritiert, denn ‚Ma Jolie‘ ist praktisch nicht vorhanden und physisch so sehr in Quadrate, Flächen, Linien und Schattierungen aufgelöst, daß man so gut wie nichts mehr an ihr erkennen kann.“

Bald darauf heiratet Jane Peter und zieht mit ihm aufgrund seiner Beförderung nach Berlin. Da er nur selten Zeit für sie hat, bezeichnet sie ihre Ehe der Einfachheit halber als „energiesparend“, ohne sich wirklich darüber Gedanken zu machen, ob sie damit glücklich ist. In Fred, dem Besitzer eines nostalgischen Kinos am Ku'damm, findet sie einen Freund und Abwechslung von ihrem tristen Leben. So plätschert Janes Leben energiesparend-langweilig ohne besondere Zwischenfälle dahin.

Doch dann überschlagen sich die Ereignisse plötzlich. Jane begegnet der jetzt mega erfolgreichen Jill Plumhummer, einer ehemaligen, recht überkandidelten Studienkollegin, ihr Vater wird in die Psychiatrie eingewiesen, und ihre sonst so unemotionale Mutter schickt ihr eine bunte Urlaubskarte mit selbstgemalter lächelnder Sonne und Grüßen eines gewissen Hilberts.

Um das Maß voll zu machen, findet sie heraus, daß der „ach so beschäftigte“ Peter eine Affäre hat, und begegnet im Kunstmuseum einem Mann, der ihre Gefühle sozusagen Salsa tanzen läßt.

„Und während ich versuche, seinem unwiderstehlichen Blick zu widerstehen, nehme ich mir vor, meine Decidophobie (Angst vor Entscheidung) und meine Allodoxophobie (Angst vor einer Meinung) zu besiegen und sage: ‚Ich werde jetzt gehen.‘ Daniel findet, ich solle noch bleiben …“

Dank der Verkettung aller Umstände beginnt Jane Terry zum ersten Mal in ihrem Leben, das Leben zu „spüren“ und mit jeder gelesenen Zeile wird auch für den Leser der beginnende Prozeß der Veränderung in der Person Jane Terry offensichtlich. Die Veränderung von einer willenlosen Figur, welche sich den Widrigkeiten des Alltags komplett angepaßt und untergeordnet hat, zu einem Menschen, der auch bereit ist, Dinge beziehungsweise Gefühle an sich heranzulassen und somit auch mal das Risiko einer Enttäuschung in Kauf zu nehmen.

Ein ironisches, humorvolles Psychodrama, in dem Ivana Jeissing dem Leser an dem Beispiel der Jane Terry bewußt macht, daß das Glück nicht von sich aus an die Türe klopft, sondern daß man selbst auch Veränderungen zulassen und aktiv handeln muß, um den eigenen und für einen selbst richtigen Weg zu finden. *A. Ney*

***Ivana Jeissing: „Unsichtbar“**, Diogenes, Zürich 2007, 223 Seiten, 18,90 Euro, Best.-Nr. 6087*

Ein Kriegsverbrechen

Englischer Philosoph verurteilt die alliierten Luftangriffe auf Deutschland

Anthony C. Grayling ist ein englischer Philosoph, und er stellt eine moralphilosophische Frage ungewöhnlicher Art, nämlich ob die alliierten Flächenbombardements auf Deutschland im Zweiten Weltkrieg und die Angriffe der USA auf Hiroshima und Nagasaki als Kriegsverbrechen zu qualifizieren sind.

Grayling tut dies in Form eines fiktiven Prozesses, indem erst die Tatbestandsaufnahme erfolgt, dann die Plädoyers der Staatsanwälte und Verteidiger folgen und am Ende ein Urteil ergeht.

Die Tatbestandsaufnahme ist ebenfalls für einen Philosophen ungewöhnlich, denn sie ist eine faktische Aufarbeitung der englischen Bombenangriffe auf Deutschland.

Es werden paradigmatisch vor allem am Beispiel Hamburg die Vorgehensweise und Wirkungen des Bomber-Commands unter Luftmarschall Arthur Harris aufgelistet.

In dem Kapitel „Erfahrung der Bombardierten“ kommt die ganze ausweglose, schreckliche Wirklichkeit zum Ausdruck.

Er greift dabei oft auf die plastische Schilderung Winfried Georg Sebalds zurück, der ausdrucksstarke Worte gefunden hat für das Grauen eines orkanartigen Feuersturms, der vor allem im „Backofen Hamburg“ zur Wirkung kam.

Die Angriffe auf Hamburg wurden „Aktion Gommorrha“ genannt unter Rückgriff auf das biblische Geschehen in Sodom und Gomorrha, als Feuer und Schwefel vom Himmel regneten. Die Aktion Gomorrha bestand aus fünf großen und mehreren kleinen Luftangriffen, die in den Nächten vom 24. Juli bis 3. August 1943 stattfanden. Bei den nächtlichen Angriffen warfen Bomber insgesamt 2396 Bomben über Hamburg ab. Die Bomben waren gefüllt mit hochentzündlichen Chemikalien wie Magnesium, Phosphor und Petrolatum. Phosphor konnte nicht mit Wasser gelöscht werden, wo immer es hinspritzte, blieb es kleben und brannte lichterloh. Ein Teil der Sprengbomben war – man ist geneigt zu sagen, sadistischerweise – mit Zeitzündern versehen, die so eingestellt waren, daß sie erst Stunden nach dem Aufprall explodierten, um die zivilen Nothelfer gezielt zu treffen. Viele Leichen waren in der Hitze so stark eingeschrumpft und mumifiziert, daß Erwachsene wie Kleinkinder wirkten. Viele Hamburger verloren vorübergehend regelrecht den Verstand und sammelten die Leichenteile ihrer mumifizierten Verwandten ein, die sie in Koffern mit sich herumschleppten. Was in Hamburg geschah, war jedoch nur Programmouvertüre und wiederholte sich in eskalierender Stärke die nächsten Jahre lang in ganz Deutschland.

Diese Philosophie der unterschiedslosen Ausrottung allen Lebens und aller Kulturgüter nennt Grayling daher auch „Kulturozid“ oder „Memorozid“, denn es sollte die kulturelle Identität der Deutschen auslöschen, und Grayling beurteilte daher die Maßnahmen des Bomber-Commands unter Arthur Harris auch als antizipierten Morgenthauplan.

Wie Grayling moralisch das mörderische Bomben von Arthur Harris einschätzt, läßt sich am besten mit den Worten George Bernard Shaws ausdrücken. Der meinte, die schlimmsten Taten der Nazis könnten nicht schlimmer sein als das Bersten einer Phosphorbombe über einem Kinderhort in Bremen.

Betroffen macht den Autor auch das totale Schweigen der christlichen Kirchen in England zu den Ereignissen. Einzig George Bell, Lordbischof von Chicester, hielt eine ausgewogene Rede vor dem Oberhaus, in der er anmahnte, die englische Kriegsführung solle den völkerrechtlichen Grundsatz der Verhältnismäßigkeit der Mittel bedenken, es sei völlig ausgeschlossen, eine ganze Stadt auszulöschen, bloß weil gewisse militärische und industrielle Ziele vorhanden seien.

Grayling erteilt allen Argumenten von Arthur Harris zur Rechtfertigung seines Kriegsprogramms eine Absage. Vor allem dem Argument, die Deutschen hätten Vergleichbares getan. In keinem Strafprozeß der Welt sei es eine gelungene Strategie, sich als Mörder entlasten zu wollen mit dem Hinweis, es habe schon immer Morde gegeben und andere hätten noch viel mehr Morde begangen. In dieser Argumentationskette erledigen sich auch die Argumente der USA für ihren Atombomben-Abwurf über Hiroshima und Nagasaki gleich mit.

Somit gelangt Grayling zu dem einleuchtenden Schluß, nach den heutigen Maßstäben des Völkerrechtes sei der englische Bombenkrieg gegen Deutschland als Kriegsverbrechen zu qualifizieren. Sein Diktum lautet daher Flächenbombardements seien weder verhältnismäßig noch zur Erreichung der Kriegsziele notwendig gewesen.

Grayling schließt sein Buch mit den Worten der englischen Pazifistin Vera Brittain, die meinte, die Taten Englands, die einige der schönsten Städte Europas in Schutt und Asche legten, werde der zukünftigen Menschheit als eine Extremform verbrecherischen Irrsinns erscheinen. *H. von Dobeneck*

***Anthony C. Grayling: „Die toten Städte – Waren die alliierten Bombenangriffe Kriegsverbrechen?“**, Bertelsmann, München 2007, geb., 410 Seiten, 22,95 Euro, Best.-Nr. 6084*



Ein großer Dichter

Auf den Spuren Gerhardts

Seine Lieder kennt nicht nur der eifrige Kirchgänger. Sie gehören zu den bekanntesten Texten deutscher Dichtung: Mit „Geh' aus mein Herz“ oder „Nun ruhen alle Wälder“ hat Paul Gerhardt, dessen 400. Geburtstages dieser Tage gedacht wird, Unsterbliches geschaffen (siehe auch Seite 9 dieser Ausgabe). Durch die Vertonung von Johann Sebastian Bach in der Matthäuspassion („O Haupt voll Blut und Wunden“) hat er Weltgeltung erlangt. Selbst bewegte sich der große deutsche Barockdichter in einem engen Raum. Gräfenhainichen, Grimma, Wittenberg, Berlin, Mittenwalde und Lübben sind die Stationen seines Lebens, denen Christian Bunners und Gert von Bassewitz nachgegangen sind. Entstanden ist ein Buch voll brillanter Farbfotos und mit Texten, die das Leben des aufrechten Theologen und Dichters nachzeichnen. Dem Leser wird das Leben und Denken im 17. Jahrhundert anschaulich geschildert, so daß er mühelos Zugang zu den Liedern Paul Gerhardts findet. Ein Lesevergnügen und eine Augenweide. *man*

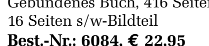
***Christian Bunners (Text), Gert von Bassewitz (Fotos): „Auf den Spuren von Paul Gerhardt“**, Ellert & Richter Verlag, Hamburg, 6. Auflage 2007, 96 Seiten mit 46 Farb- und vier sw Abb., geb., 14,95 Euro,Best.-Nr. 6088*

Buch der Woche

A.C. Grayling
Die toten Städte

Waren die alliierten Bombenangriffe Kriegsverbrechen? Waren die Flächenangriffe der Alliierten gegen deutsche und japanische Städte ein moralisches Verbrechen?





War die alliierte Bombardierung von Hamburg, Dresden oder Hiroshima ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit? Diese Frage gehört zu den großen moralischen Disputen über historisches Geschehen. Denn obgleich die Debatte um Schuld und moralische Rechtfertigung immer noch starke Emotionen weckt, ist es 60 Jahre später endlich möglich, auch die Besiegten als Opfer wahrzunehmen. Es geht Grayling nicht um eine Aufrechnung, doch Schuld bleibt Schuld. Die Angriffe gegen Städte und Zivilbevölkerung haben die Moral nicht geschwächt und den Krieg nicht verkürzt. Sie sind durch nichts zu rechtfertigen. In diesem Buch wird erstmals von seriöser angelsächsischer Seite den Bombenkrieg gegen deutsche Städte als unmoralisch dargestellt.

Gebundenes Buch, 416 Seiten, 16 Seiten s/w-Bildteil
Best.-Nr.: 6084, € 22,95

Von Rüdiger Ruhnau

Eine Karriere in Preußen

Theodor Gottlieb von Hippel bewährte sich als Staatsdiener und schrieb Bücher

In einer politisch unruhigen Zeit begann Theodor Gottlieb Hippel (1741–1796) sein Studium der Theologie an der Königsberger Universität. Gerade einmal 17 Jahre alt, mußte der voller kreativer Ideen steckende Jüngling erleben, wie die Russen Ostpreußen eroberten und das Land bis 1763 besetzt hielten. Aber hätte er zu normalen Zeiten, ohne die russische Okkupation, die gleiche Stellung erreichen können?

Mehrfach hatte König Friedrich II. schon im Frieden bekundet, daß die östliche Provinz in einem Mehrfrontenkrieg für Preußen nicht zu halten sei. Friedrich wollte mit Rußland keinen Krieg, er stellte auch keine Ansprüche an die fernöstliche Macht. Eine seiner Hoffnungen war das Ableben der unheilbar kranken Zarin Elisabeth, die einer Allianz mit Österreich beigetreten war mit dem Ziel, Ostpreußen zu erobern. 1757 fiel ein großes russisches Heer in Preußen ein. Bei Groß Jägersdorf, westlich von Insterburg, kam es zur Schlacht mit dem zweieinhalbmal unterlegenen Korps des Feldmarschalls Lehwaldt. Die preußischen Truppen mußten sich zurückziehen. König Friedrich II. war an allen Punkten seines Reiches bedroht, fast überall standen die feindlichen Soldaten schon auf dem Boden seiner Provinzen.

Mit den Russen kam auch ein Wandel der Gesellschaft

Am 22. Januar 1758 rückte der in Rußland geborene General Wilhelm Graf v. Fermor unter dem Geläut der Kirchenglocken in Königsberg ein. Magistrat sowie die preußischen obersten Landesbehörden (Gerichtshof, Kriegs- und Domänenkammer) leisteten den Huldigungseid auf Zarin Elisabeth. Auch die Universitätsprofessoren wurden vereidigt. Ostpreußen wurde russisches Generalgouvernement, an der Spitze Graf Fermor – er galt bei den Russen als Deutscher – mit Sitz im Schloß.

Mit der Okkupation vollzog sich in Königsberg eine bemerkenswerte Umgestaltung der gesellschaftlichen Lebensformen, die auch für den jungen Hippel von entscheidender Bedeutung wurden. Die Zarin hatte ihre humansten Offiziere mit der Verwaltung des nun russisch gewordenen Ostpreußen betraut. Die Besatzungsoffiziere, meist deutschbaltischer Herkunft, hörten nicht nur fleißig Vorlesungen an der Universität, sie verkehrten auch gerne in den Königsberger Freimaurerlogen. In der „Drei Kronen Loge" lernte Theodor Gottlieb Hippel den in russischen Diensten stehenden Leutnant Hendrick v. Keyser kennen. Beide freundeten sich bald an und als v. Keyser von General Fermor den Auftrag bekam, eine Sammlung schöner Bernstein-Exemplare der Zarin zu überbringen, durfte Hippel den Offizier nach Petersburg begleiten. Leutnant v. Keyser finanzierte auch die 1761 angetretene Reise des Theologiestudenten. Gemeinsam mit Hippel wohnte er in Petersburg im Hause Korffs.

Nikolaus von Korff, über seine Ehefrau mit der Zarin verwandt, war zum Gouverneur von Königsberg ernannt worden. Generalleutnant v. Korff, ein im russischen Dienst stehender Kavalier kurländischer Herkunft, hatte nicht nur das Bernsteingeschenk, die „ostpreußischen Edelsteine", für die Zarin ausgesucht, er stattete auch die beiden Überbringer mit den entsprechenden Empfehlungsschreiben aus. So wundert es nicht, wenn der agile, inzwischen gut russisch sprechende Hippel zu den Petersburger Hofkreisen raschen Zugang fand, mithin Bekanntschaften machte, die seiner späteren Karriere durchaus förderlich waren. Der Aufenthalt in Rußland blieb für ihn das immer haftende große Ereignis.

Wieder in Königsberg, gab Hippel das Studium der Theologie auf. Er widmete sich dem Rechtsstudium, das ihn in die preußische Verwaltungslaufbahn führte. Die Stadt Königsberg beherbergte damals etwa 50 000 Einwohner, an der Universität waren etwa 500 Studenten eingeschrieben, darunter erstaunlich viele Studierende aus dem Herzogtum Kurland. Die Stadt hatte sich den Russen kampflos ergeben, dafür erhielt sie alle Freiheiten und Rechte, die ihr auch vorher zustanden.

Dem Kammerpräsidenten von Gumbinnen, Domhardt, war es noch rechtzeitig gelungen, 300 000 Taler heimlich wegzuschaffen, was der Kriegskasse Friedrichs des Großen zugute kam. Noch mehr zugute kam dem König der Tod der Zarin. Ihr Nachfolger Zar Peter III., ein Verehrer Friedrichs, verfügte sogleich einen Waffenstillstand. Ende des Jahres 1762 war die Provinz von der Okkupationsarmee befreit. In den Amtsstuben verschwanden die Zarenbilder, dafür hängte man die Porträts des Preußenkönigs auf.

Man sprach vom „Mirakel des Hauses Brandenburg" und meinte die bewundernswerte Energie, mit der sich Preußen im Siebenjährigen Krieg gegen eine erdrückende Allianz behaupten konnte. Friedrich der Große hat jedoch den Ostpreußen nie verziehen, daß sie der Zarin huldigten, er besuchte nie mehr die Krönungsstadt der preußischen Könige.

Theodor Gottlieb von Hippel erwarb den Adelstitel vor dem 29. September 1786. Von diesem Tage existiert ein Brief Kants an Hippel, in welchem der Philosoph den inzwischen 45jährigen Beamten „zur Erhebung in den Adelsstand" beglückwünschte. Hippels Aufstieg in der Verwaltungshierarchie war zwischenzeitlich planmäßig fortgeschritten. Als Junggeselle war er ein willkommener Gast in den Salons geistvoller Damen, besonders im Palais der Gräfin Keyserling, wo Künstler, Gelehrte, Offiziere gerne verkehrten. Die Gräfin, auf Antrag Chodowieckis auch Ehrenmitglied der Preußischen Akademie der Künste, führte ein mit Kunstschätzen angefülltes Haus, das mit Festen und Theateraufführungen über Königsberg hinaus berühmt war. Auch Kant weilte dort öfter, während die Feste Herrn Hippel Gelegenheit boten, dort Studien für seine anonym erschienenen Romane zu machen.

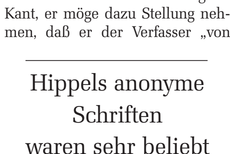


Kant und seine Tischgenossen in Königsberg 1847: Auf dem Gemälde von Emil Dörstling sind Professor Kraus, Polizeidirektor v. Hippel, Kriegsrat Scheffner, Hamann, Borowski sowie die Kaufleute Jacoby und Motherby dargestellt. Das Bild entstand 1892 / 93 im Auftrag des Königsberger Stadtrats Dr. W. Simon, der es der Stadt schenkte. Foto: Archiv

Andere Geselligkeitsmöglichkeiten boten die Königsberger Logen, denen Kaufleute, Beamte, auch Geistliche angehörten. Immanuel Kant dagegen, schon damals hoch geehrt, lehnte die Freimaurerei ab. Obwohl er gerne Geselligkeit pflegte, wollte er nicht, daß man ihm unterstellen könnte, er hätte wegen der möglichen Anknüpfung von Beziehungen die Loge besucht. Bekanntlich liebte der Junggeselle Kant gutes Essen und Trinken, doch seinen persönlichen Umgang suchte er selbst aus. Zu seinen engeren Tischgenossen gehörten der Pfarrer Borowski, Professor Christian Jakob Kraus und der 17 Jahre jüngere Hippel. Kant nannte ihn „meinen vertrauten Freund", beide liebten die freie Natur, sie spazierten manches Mal gemeinsam vor den Toren der Stadt.

1780 wurde Hippel zum Bürgermeister, sechs Jahre später zum Geheimen Kriegsrat und Stadtpräsidenten bestellt. Zu seinen Verwaltungsaufgaben gehörte schon vorher die Reorganisation des Polizeiwesens einschließlich der Feuerwehr. Ebenso oblag ihm die Fürsorgepflicht für die ärmeren Einwohner der Stadt. Aus Kants vertrauterem Umgang mit Hippel in den Jahren 1770 bis 1795 ist ein Brief vom 9. Juli 1784 bekannt, in dem er sich an den „ersten Bürgermeister, Polizeidirektor und Aufseher des Gefängnisses" wendet mit der Bitte, Hippel möge ihm in seinem neu erworbenen Besitztum, dessen Garten an das Criminalgefängnis grenzte, den Genuß ungestörter Ruhe gewähren.

Bei dem freundschaftlichen Verhältnis des Philosophen mit dem Bürgermeister ist anzunehmen, daß Kant über die anonyme Schriftstellerei Hippels informiert gewesen ist. Nach dem Tode Hippels (1796) erschien in dem „Allgemeinen Literarischen Anzeiger" eine öffentliche Aufforderung an Kant, er möge dazu Stellung nehmen, daß er der Verfasser „von dem seligen v. Hippel zugeschriebenen Werke ‚Über die Ehe' und der ‚Lebensläufe'" sei. Nun muß man wissen, daß die Formen der Liebe und die Zuneigung der Geschlechter bis in das 18. Jahrhundert traditionell durch die Kirche bestimmt waren. Dem Manne als der „Krone der Schöpfung" fiel die Hauptrolle im Verhältnis beider Geschlechter zu. Juristisch war die Frau in der Ehe nicht handlungsfähig, alle Dinge in der Familie konnte der Mann entscheiden. Erst mit dem Zeitalter der Aufklärung, der Heranbildung einer bürgerlichen Gesellschaft änderten sich langsam die Zustände. Kant nahm ebenfalls in einer öffentlichen Erklärung („Allgemeine Literaturzeitung", Intelligenzblatt, Jg. 1797) zu den Anwürfen Stellung. Er stellte fest, daß er „nicht der Verfasser der anonymischen Werke Hippels sei, weder alleine, noch in Gemeinschaft mit ihm". Die anonymen Schriften Hippels erfreuten sich seinerzeit großer Beliebtheit. Herausgegeben von der Vossischen Buchhandlung Berlin, geschmückt mit den reizvollen Radierungen Chodowieckis, erlebten sie mehrere Auflagen.



Hippels anonyme Schriften waren sehr beliebt

Das Ostpreußenblatt

Nr. 10 – 10. März 2007

MELDUNGEN

Drei Milliarden für Staatsstraße

Allenstein – Der geplante Ausbau der Staatsstraße Nr. 16 wird drei Milliarden Zloty (fast 770 Millionen Euro) kosten. Diesen Betrag nannte der Direktor der Allensteiner Abteilung der Generaldirektion der Staatsstraßen und Autobahnen, Miroslaw Nicewicz, bei einer Begegnung mit dem ermländisch-masurischen Woiwodschaftsmarschall Jacek Protas. Allein die Vorbereitungen werden schon mit 300 Millionen Zloty veranschlagt. In ihrem jetzigen Zustand verdient die von Graudenz über Deutsch Eylau, Allenstein und Sensburg nach Lyck führende Verkehrsader kaum den Namen „Staatsstraße". Sie ist schmal, hat keine Seitenstreifen und ist an den Seiten von Bäumen begrenzt. Hinsichtlich der Finanzierung vertritt Nicewicz den Standpunkt: „Das ist eine Staatsstraße und die muß hauptsächlich aus Staatsmitteln und aus Infrastruktur-Programmen, die für Staatsstraßen bereitstehen, finanziert werden." Die südostpreußischen Kommunalpolitiker bemühen sich, daß die Modernisierung der Straße in das Programm „Infrastruktur und Umwelt" aufgenommen wird. Protas bezeichnete das Bauvorhaben als ein gigantisches Projekt, mit dem man sich im Rahmen der Europäischen Finanzplanung für die Jahre 2007 bis 2013 befassen müsse. Schon begonnen wurde mit Ausbauarbeiten in verschiedenen Abschnitten östlich und westlich von Allenstein beziehungsweise zwischen Fittigsdorf und Wartenburg sowie zwischen Nagladden und Dietrichswalde. „Es besteht die Aussicht, daß weitere Abschnitte im kommenden Jahr ausgebaut werden, besonders die, wo die Planung fertiggestellt ist. Aber uns geht es um den gesamten Ausbau der Straße", unterstrich Protas. Er ergänzte, daß er bei den Ministern für Regionalentwicklung und Verkehr beantragen werde, daß zumindest schon einmal der Ausbau des Straßenabschnittes Osterode–Allenstein in das Programm „Infrastruktur und Umwelt" aufgenommen wird.

Staatsgeld für Nehrung

Königsberg – Der Kurischen Nehrung ist vom Ministerium für wirtschaftliche Entwicklung der Status einer besonderen Erholungs- und Tourismuszone zuerkannt worden. So will Moskau Königsberg 1,3 Milliarden Rubel (rund 38 Millionen Euro) für den Nationalpark zur Verfügung stellen. Mit der Begründung, daß in Königsberg die Kompetenz zur sinnvollen Verwendung der Mittel fehle, soll die Verfügungsgewalt jedoch außerhalb der Administration des Königsberger Gebietes liegen.

Brand auf der »Krusenstern«

Königsberg – Auf der „Krusenstern" ist ein Brand ausgebrochen. Schlimmeres konnte von der Feuerwehr verhindert werden.

Rathaus in neuem Glanz

Feierliche Einweihung und Vertragsunterzeichnung in Mohrungen



Nach mehrjähriger Planung und rund einem Jahr Bauzeit erstrahlt das historische Rathaus in Mohrungen aus dem 14. Jahrhundert nun wieder im alten Glanz. Erinnern wir uns: Bei den schweren Kämpfen in der letzten Woche des Januars 1945 war es zusammen mit der südlichen Häuserzeile des Marktplatzes total ausgebrannt. Erst Jahre später wurde es von polnischer Seite wieder instandgesetzt. Doch alle, die es von früher her kannten, bemängelten eine ganze Reihe von Stilbrüchen, die so gar nicht in die Erinnerung der Mohrunger paßten. Auch wußte die polnische Seite wohl nicht so recht, was mit dem Gebäude geschehen sollte, denn es stand jahrelang leer und drohte zu verfallen.

Dies änderte sich mit der Öffnung der Grenzen und der Entscheidung, das schöne Ostpreußen vermehrt für den Tourismus zu erschließen. So legte die polnische Denkmalspflege bereits im Jahre 2004 einen Restaurierungsplan vor, der weitgehend dem früheren Zustand entsprach. Aber es fehlte zunächst das Geld, und die Kreisgemeinschaft versprach, sich gegebenenfalls mit einer Spende an der Sanierung zu beteiligen. Nun ist es endlich so weit.

Das gesamte Gebäude ist in hervorragender Weise wiederhergestellt. Es hat ein völlig neues Dach erhalten und die zuvor häßlichen Gauben sind in stilistisch ansprechende umgebaut worden. Ebenso wurde das weit sichtbare Türmchen neu gestaltet und mit Kupferplatten ausgelegt. Auch die Außenfassade ist fachmännisch saniert, so daß auch die letzten noch sichtbaren Einschußlöcher verschwunden sind. Im Inneren bietet sich dem Besucher ein äußerst gediegener Anblick. Die Räume sind hell verputzt, Parkettfußböden, ansprechende Lampen und dunkel gehaltene Türen geben dem Haus eine besondere Atmosphäre. Eine geschwungene Treppe mit gedrechseltem Geländer führt in die oberen Stockwerke.

Bei der feierlichen erneuten Einweihung am 15. Dezember vor rund 100 geladenen Gästen aus dem In- und Ausland, unter ihnen die stellvertretende Kreisvertreterin Gisela Harder und die Geschäftsführerin Ingrid Tkacz, dankte der Mohrunger Bürgermeister Tadeusz Sobierajski allen Sponsoren und erwähnte auch ausdrücklich die Kreisgemeinschaft Mohrungen für ihre Zuwendungen. Die finanzielle Unterstützung aller und besonders der Europäischen Union zeuge von dem Zusammenrücken Europas, führte er aus. Ein altes Kulturgut sei wieder auferstanden und dieser Tag ein historisches Ereignis für Mohrungen. Frau Harder überbrachte die Grüße der Kreisgemeinschaft und hob die gute Zusammenarbeit mit der Mohrunger Verwaltung hervor. Bei dem anschließenden Empfang mit kaltem Buffet sowie Kaffee und Kuchen ergaben sich für Frau Harder und Frau Tkacz weitere Gespräche, die dieses Ereignis für sie unvergeßlich werden ließen und eine Bestätigung der Arbeit der Kreisgemeinschaft darstellte.

Aber die Kreisgemeinschaft Mohrungen hatte noch eine Bringschuld zu erfüllen. So reisten der Kreisvertreter Günther Dombrowski und der stellvertretende Kreisvertreter Hartmut Krause dieses Jahr erneut nach Mohrungen, um die Überlassung von zwei Räumen für die Kreisgemeinschaft gegen eine Spende vertraglich zu regeln. Ein entsprechender Vertrag zwischen der Stadt Mohrungen und der Kreisgemeinschaft Mohrungen wurde vor Ort im Beisein der örtlichen Presse feierlich unterzeichnet. An der Zeremonie nahmen neben Dombrowski und Krause Bürgermeister Sobierajski, dessen Stellvertreter Andrzej Kikola, der Stadtsekretär Jan Zambrzycki und der Mohrunger Kontaktmann der Kreisgemeinschaft Herbert Preuß teil. Bürgermeister Sobierajski hob hervor, daß Mohrungen großes Interesse an einer weiteren guten Zusammenarbeit mit der Kreisgemeinschaft habe. Er würde es sehr begrüßen, wenn die Kreisgemeinschaft die zwei Räume im Rathaus nun bald nach eigenen Vorstellungen gestalten würde. Kreisvertreter Dombrowski erwiderte, daß die Kreisgemeinschaft hier eine kleine Ausstellung einrichten wolle, die zeige, „wie Mohrungen früher war" und die einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden solle. Eine Arbeitsgemeinschaft der Kreisgemeinschaft arbeite bereits hieran. Anschließend begleitete Bürgermeister Sobierajski die Vertreter der Kreisgemeinschaft durch die Räume des restaurierten Rathauses, wo sich Dombrowski und Krause ins Goldene Buch des Rathauses eintrugen.

H. K.



Fast wie vor dem Krieg: Das restaurierte Rathaus Mohrungen Foto: Krause

Vertrag zwischen Stadt und Gemeinde sowie Kreisgemeinschaft

Die Stadt und Gemeinde Mohrungen sowie die Kreisgemeinschaft Mohrungen e.V. bekunden in dem Vertrag ihren gemeinsamen Willen, das historische Rathaus aus dem 14. Jahrhundert unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten künftigen Generationen zu erhalten, um so einen Beitrag zur historischen und kulturellen Geschichte der Region zu leisten. Die Stadt Mohrungen verpflichtet sich, der Kreisgemeinschaft Mohrungen zwei Räume im ersten Obergeschoß des Rathauses von 17 Quadratmetern und 35 Quadratmetern zur unentgeltlichen Nutzung auf unbestimmte Zeit zu überlassen. Die Kreisgemeinschaft Mohrungen darf hier Besucher empfangen und wird die Räume auf eigene Kosten einrichten, um hier Dauer- oder Wanderausstellungen zu zeigen. Die Heizkosten trägt die Stadt Mohrungen, die Stromkosten trägt die Kreisgemeinschaft. Die Kreisgemeinschaft beteiligt sich mit einer Spende in Höhe von 15 000 Euro an den Kosten der Rathausrestaurierung. Insbesondere kommt sie für die Wiederherstellung der Zifferblätter und des Mechanismus der Turmuhr sowie die Restaurierung der von 1871 stammenden Kanonen vor dem Rathaus auf.

MELDUNGEN

Neue Besitzer für Kombinat

Palmnicken – Das in der Vergangenheit von diversen Skandalen geplagte Bernsteinkombinat in Palmnicken bekommt neue Besitzer. Das beschloß eine Kommission aus Vertretern der Administrationen in Moskau und Königsberg. Neue Eigentümer sollen das in der Diamantenbranche tätige russische Unternehmen Alrosa und die Oblast werden. „Zu welchen Anteilen das Kombinat der Alrosa und der Gebietsverwaltung gehören wird, ist noch nicht genau festgelegt", ließ Industrieminister Nikolaj Wlassenko verlauten. „Der Kommission ging es vorerst um zwei grundsätzliche Fragen: Die Gründung einer Verkaufsplattform, der sogenannten Bernsteinbörse, über die ein Teil des geförderten Bernsteins vertrieben werden kann, und die Partizipation der Kaliningrader Oblast am Bernsteinkombinat. Letztere wird mindestens über so viele Aktien verfügen, daß sie an Entscheidungen im Kombinat mitwirken kann." Im Frühjahr dieses Jahres soll eine neu eingesetzte Werksleitung die Arbeit aufnehmen.

Ambitioniertes Programm

Lötzen – Jolanta Pietrowska, Lötzens Bürgermeisterin hat den Entwicklungsplan der Stadt für die nächsten vier Jahre vorgestellt. Nicht ohne Grund bezeichnet sie ihn selber als ambitioniert und nur durch einen entschlossenen Stadtrat durchsetzbar. So findet sich in ihm eine Kunsteislaufbahn, kostenloser Internetzugang und Laptops für die besten Schüler ebenso wie der Ausbau der Umgehungsstraße, der Bau einer modernen Sporthalle neben dem Kulturhaus, eine Feier aus Anlaß des 1000. Todestages des Heiligen Bruno, Stipendien für hervorragende Sportler und begabte Schüler sowie die Eröffnung einer sogenannten Universität für den dritten Lebensabschnitt.

Sensburg ehrt Ernst Wiechert

Sensburg – Wie „Radio Allenstein" meldet, will Sensburg das Jahr 2007, in dem Ernst Wiechert 120 Jahre alt geworden wäre, bewußt als Ernst-Wiechert-Jahr begehen. Im Vergleich zur Bundesrepublik Deutschland ist der Schriftsteller in der Republik Polen noch relativ unbekannt. Das soll sich nun ändern. Die Vorbereitungen für die Festlichkeiten sind bereits im Gange. An ihnen werden Lehrer wie Schüler aus Sensburg und Peitschendorf teilnehmen. In den Schulen soll der ostpreußische Dichter thematisiert und auch durch Wettbewerbe für Kinder und Jugendliche soll die Jugend an den Ostpreußen herangeführt werden. Den Höhepunkt soll eine Maifeier in der Försterei Kleinort bei Peitschendorf, dem Geburtsort des Deutschen, bilden.

Friedländer Tor soll restauriert werden

Nach der Tabernakel für Siegfried von Feuchtwangen soll auch das Ziergehäuse für Graf Friedrich von Zollern wieder gefüllt werden

Von JURIJ TSCHERNYSCHEW

Im Mai wird an der Fassade des Friedländer Tors die Skultur Graf Friedrichs von Zollern als neue Sehenswürdigkeit zu bewundern sein. Die Skulptur galt nach dem Zweiten Weltkrieg als verloren, doch mit deutschem Geld wurde sie von Spezialisten aus Sankt Petersburg restauriert. In zwei Monaten soll der Ritter des Deutschen Ordens – aus dem für Ostpreußen typischen Sandstein – wieder an seinem ursprünglichen Platz stehen. In den 50er Jahren verschwand die Skulptur spurlos.

Da in Königsberg praktisch keine Angaben mehr zu der Skulptur vorlagen, fanden alle Arbeiten unter erschwerten Bedingungen statt. Über ein Jahr suchten die Restauratoren deshalb nach Informationen in deutschen Museen und Archiven in der Hoffnung, daß dort noch etwas erhalten geblieben sei. Mit Mühe fanden sie einige undeutliche Fotografien aus dem Beginn des vergangenen Jahrhunderts. Sie zogen auch Historiker zu Rate, um herauszufinden, welche Kleidung und Waffen für Ritter Ende des 14., Anfang des 15. Jahrhunderts charakteristisch waren.

So erfuhren sie auch einiges über den Grafen Friedrich von Zollern selbst, daß er Großkomtur von Balga war und 1410 in der Schlacht von Tannenberg die Fahne des Deutschen Ordens trug.

Die Spezialisten aus St. Petersburg, die mit der Rekonstruktion der Skulptur beauftragt sind, hatten zuvor schon bei der Wiederherrichtung des Königstors mitgewirkt, das zum Stadtsymbol des heutigen Königsbergs erkoren wurde. Das Tabernakel im Friedländer Tor, in das die Skulptur aufgestellt werden soll, wird ebenfalls restauriert. Darüber hinaus soll auch das gesamte Friedländer Tor in seiner alten Pracht wiederhergestellt werden, das wohl jedoch erst, nachdem die anstehenden Arbeiten vollendet sind.

Es wird vermutet, daß Fragmente der zerschlagenen Originalskulptur noch unter dem Asphalt nahe dem Tor begraben liegen. Doch das wird man erst dann herausfinden, wenn man der Umgebung des Tors ihr historisches Antlitz mit Pflastersteinen wiedergibt.





Friedländer Tor: Noch ist es in einem traurigen Zustand und das Tabernakel der mittleren Fiale der Stadtseite, das einst Graf Friedrich von Zollern beherbergte, verwaist. Foto: Tschernyschew

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,
manchmal denke ich, wenn ich einen an unsere Ostpreußische Familie gerichteten Brief öffne und ihn zu lesen beginne: Das kann es nicht geben, das darf doch nicht wahr sein. Aber die Schicksale, die da geschildert werden, sind es – ich glaube wirklich, daß es keine vergleichbare Kolumne gibt, die soviel Unfaßbares enthält wie diese. Das wurde mir wieder einmal so richtig bewußt, als ich das Schreiben von Frau **Rosemarie Kotthaus** las. Ich will es möglichst wortgetreu wiedergeben, denn dann werden Sie genau so empfinden wie ich. Frau Kotthaus schreibt:

„Im Juni 2004 ist meine Mutter wegen einer beginnenden Demenz in ein Heim gekommen. Die Betreuer und Ärzte kamen nicht an sie heran, sie war stur und bockig und gab keine Auskunft. Sie hat nur immer wieder erwähnt, daß da was ist, aber sie wollte und konnte nicht darüber sprechen, das hat auch die Neurologin bestätigt. Als ich ihren Bericht las, fiel mir eine Todesanzeige ein, die ich irgendwann in unserer Zeitung gelesen hatte – deshalb, weil sie mein Geburtsdatum – 27. Mai 1940 – und meinen Geburtsort – Langendorf, Kreis Sensburg – enthielt. Ich bin zur Stationsleitung gegangen und habe von meiner Vermutung berichtet, daß ich eine Zwillingsschwester hatte, die jetzt tot ist. Am nächsten Tag habe ich meine Mutter daraufhin angesprochen, aber sie wollte nicht reden. Ich habe gefragt: Gibt es mich im Doppelpack? Keine Antwort. Dann habe ich gesagt: ‚Wenn du mich nicht verstehst, frage ich anders. Gibt es mich zweimal?‘ Wieder lange keine Antwort. Bis es auf einmal aus ihr herausbrach: ‚Dich gibt es nicht zweimal, dich gibt es ...‘ Ich bin ihr ins Wort gefallen und habe gerufen: ‚Also gibt es uns dreimal?‘ Sie erzählte nun immer wieder davon, daß sie diese drei Kinder nach der Geburt in den Armen gehalten hätte."

So weit der Bericht von Frau Kotthaus, die im Alter von 65 Jahren erfahren mußte, daß sie noch zwei Schwestern – ja, hatte, jedenfalls ist die eine verstorben, aber vielleicht lebt ja noch die andere Schwester, die wohl ebenso wenig weiß, daß sie als Drilling zur Welt gekommen ist. Da bei der verstorbenen Schwester Geburtsort und -datum angegeben waren, dürfte auch die noch unbekannte Schwester diese Angaben besitzen. Die Mutter **Edith Keßler** geborene **Pupanski** war bei der Geburt der Drillinge erst 16 Jahre alt und ledig. Sie mußte wohl deshalb zwei der Kinder abgeben. Es war eine Hausgeburt. Die Hebamme war eine Frau **Naß**, sie war eine Freundin der Mutter von Edith Keßler, die übrigens auch vorehelich geboren wurde. Mutter **Martha** Pupanski heiratete dann **Johann Bouwain**. Vielleicht kannten alte Langendorfer die Familie Bouwain und können sich vielleicht auch daran erinnern, wer die beiden Schwestern von Rosemarie adoptiert hat. (Rosemarie Kotthaus, Am Lockvogel 4 in 58452 Witten, Telefon 0 23 02 / 6 32 89.)

Eine Kindheits-Odyssee hat **Waltraud Ast** erlebt und sie nie vergessen, im Gegenteil: Je älter sie wird, desto stärker werden die Erinnerungen. Nun möchte sie die einzelnen Stationen dieser Irrfahrt ausloten und hofft, durch unsere Ostpreußische Familie Weggefährten von damals zu finden, – wo und wie denn sonst? Frau **Ilse Bannick** hat sich auch schon bemüht und mir ihre Unterlagen übersandt. Ich will nun versuchen, aus den vielen Angaben die wesentlichsten herauszusuchen, um die Kindheitserlebnisse von Frau Ast verständlich wiederzugeben. Waltraud Ast, * 25. Oktober 1935, ist eine geborene **Hesse**, die Familie lebte in Karlshof, einem Vorwerk vom Rittergut Klein Gnie, Kreis Gerdauen. Das große Unglück brach herein, als im Januar 1945 die sechs Kinder der Familie Hesse im Alter von vier bis 13 Jahren vor den Russen fliehen mußten. Ohne Eltern, denn der Vater war an der Front, die Mutter im Gefängnis. Waltraud Ast schreibt: „Wir sind von fremden Leuten mit auf die Flucht genommen worden und bis Bartenstein gekommen. Am anderen Morgen waren die anderen Flüchtlinge weg. Als wir aus dem Gebäude kamen, wurde furchtbar geschossen, wir sind gelaufen, gelaufen, gelaufen, aber irgendwann haben die Russen uns eingeholt. Dann wurde gesagt, wir sollten alle nach Hause gehen. Wir haben Monate gebraucht, bis wir wieder in Karlshof waren, aber das war abgebrannt. So kamen wir in Neusorge, einem anderen Vorwerk von Klein Gnie unter. Es war immer eine Frau bei uns, aber keiner weiß genau, wer sie war." Es dürfte – nach Frau Bannicks Unterlagen – Frau **Helene Schröder** aus Karlshof gewesen sein, deren Nichte den Lebenslauf ihrer Tante verfolgt hat, aber da driften die Angaben erheblich auseinander. Sicher ist, daß in Neusorge die kleine Schwester **Anneliese** verhungerte, ebenso Frau Schröders Tochter **Erika**. Weihnachten 1945 waren die Kinder allein, sie wurden dann von anderen Mitbewohnern zu einer Sammelstelle – wahrscheinlich in Bartenstein – gebracht, wo sie bis zum Frühjahr blieben. Waltrauds ältere Schwester **Ursula** war eines Tages fort, sie war zum „Wolfskind" geworden. Die nächste Unterkunft war wahrscheinlich ein Forsthaus. Im Herbst 1946 kamen die vier Geschwister in ein größeres Gebäude, vermutlich ein Herrenhaus, in dem sie von einer deutsch sprechenden Russin versorgt wurden. Es gab zum Weihnachtsfest sogar einen Weihnachtsbaum! Nach einem halben Jahr wieder Wechsel, diesmal in eine größere Wohnanlage, die aus einem größeren Gebäude und mehreren kleineren Häusern bestand. Es gab auch eine Schule, die aber von den deutschen Kindern nicht besucht werden durfte. Ende Oktober 1947 wurden die Kinder auf einen russischen Laster gebracht. Auf die Frage, wohin es denn gehe, wurde gesagt: Sibirien. Dahin ging es zum Glück nicht. Auf einem Bahnhof wurden die Geschwister zusammen mit vielen anderen Kindern in einen Güterzug verladen. Nach einer Woche waren sie an der Ostsee. Erste Station nach der Ausweisung war dann das Umsiedlerlager Agneshof in Falkensee, Kreis Nauen, in dem die Geschwister Hesse am 14. November 1947 aufgenommen wurden. Soweit die Angaben, die – wie man sieht – doch sehr vage sind. Es wäre schon ein kleines Wunder, wenn Frau Ast Schicksalsgefährten von einst aus diesen Kinderheimen und Sammelstellen findet, die wohl in den Kreisen Gerdauen und Bartenstein lagen. Waltraud Ast würde sich um jedes Mosaiksteinchen freuen, das sie in ihr Lebensbild einfügen kann. (Waltraud Ast, Johannastraße 44 in 13581 Berlin, Telefon 0 30 / 3 32 26 55.)

Die ostpreußische Familie

Ruth Geede Foto: privat

Auch **Rudi Frank** sucht solch ein Puzzlestückchen für seine Erinnerungen, die ebenfalls in das Schicksalsjahr 1945 zurückführen. Er flüchtete mit seiner Mutter **Eva** Frank und seinem Bruder am späten Abend des 24. Januar mit einem Reichsbahnfährschiff von Pillau bis Danzig-Neufahrwasser, wo sie bei Tagesanbruch ankamen. Die nächste Nacht verbrachten die Flüchtlinge in einer großen Halle in Hafennähe, die folgende in einer Baracke. An Schlaf war nicht zu denken, denn es gab einen fürchterlichen Bombenangriff, die Baracke hob und senkte sich. Am Abend des 28. Januar fuhren sie – zu 65 Personen eingepfercht in einen Waggon, der an einen Lazarettzug gehängt wurde – in Richtung Westen, bis sie nach fünf Tagen in Pasewalk ankamen. Der Fluchtweg endete am 27. Februar in Schönberg / Holstein. Die Frage, die Herr Frank an unsere Leserinnen und Leser stellt, betrifft das Fährschiff. Trotz sorgfältiger Recherchen ist es ihm nicht gelungen, festzustellen, ob es die „Preußen" (BRT 2954) oder die „Deutschland" (BRT 2972) war – letztere nicht zu verwechseln mit dem Passagierschiff gleichen Namens. Herr Frank hat hier zwei unterschiedliche Auskünfte vorliegen. Es könnte sein, daß beide Fährschiffe am 24. Januar in Pillau waren. Aber welches lag am Beginn des Hafenbeckens, genannt „Graben", am Platz vor dem Seedienstbahnhof und verließ Pillau am späten Abend mit Ziel Danzig-Neufahrwasser? Hilfreich wäre eine Fotokopie aus dem Log- / Schiffsbuch von einem dieser Schiffe oder ein anderer stichhaltiger Nachweis. Aber vielleicht erinnern sich auch andere Flüchtlinge oder Besatzungsmitglieder an diese Fahrt. So wie Herr Frank: „Als wir in Pillau an Bord gingen und unsern Platz mittschiffs einnahmen, sah meine Tante **Luise Rükker** einen Soldaten, der einen Berg Postsäcke für die Kurlandfront bewachte. Er sagte verzweifelt, daß er schon lange hin und her im Zickzack auf der See gefahren, aber nie zu seinem Ziel gelangt sei. Und nun ginge es wieder nach Westen. – Herr Frank würde sich über jede Zuschrift freuen. (Rudi Frank, Theodor-Heuss-Straße 10 in 97877 Wertheim-Reinhardshof, Telefon 0 93 42 / 91 25 66.)

Das Thema „Flucht über See" greift auch Frau **Susi Dahlke-von Terzi** auf, aber hier muß der Kreis der möglichen Informanten wohl enger gezogen werden. Denn die Mutter der Fragenden kam mit ihren drei jüngsten Söhnen – **Manfred** sieben, **Jürgen** zwölf und **Wolfgang** 14 Jahre alt – mit einem U-Boot von Pillau heraus. Sie wurden nach Gotenhafen gebracht, wo sie auf das MS „Lappland" kamen, mit dem sie sicher Swinemünde erreichten. Ihr angeschlossen hatte sich eine etwa 20jährige, die auf der Flucht sozusagen den Platz von Tochter **Edeltraud** einnahm. Diese wollte ihre Brüder **Eberhard** und **Helmut**, die als ältere Söhne der kinderreichen Mutter nicht mit auf das U-Boot gedurft hätten, bei der Flucht über die Frische Nehrung nicht alleine lassen. Auch die junge Dame, **Ellen Nierling**, hätte alleine zurückbleiben müssen. Sie trug einen Pelzmantel, in dessen Futter sie Würfelzucker versteckt hatte. Als der Jüngste, Manfred, auf der „Lappland" am 16. Februar seinen achten Geburtstag erlebte, schenkte sie ihm zwei Stückchen, was er bis heute nicht vergessen hat! Was ist aus Ellen Nierling geworden? Wer war auch auf den angegebenen Schiffen, wobei die Zahl der Flüchtlinge auf dem U-Boot, nach dessen Nummer auch gefragt wird – ja sehr begrenzt war. (Susi Dahlke-von Terzi, Siemensstraße 26 in 71636 Ludwigsburg.)

Und nach langer Zeit wieder einmal die Frage nach einem Gedicht, das ich leider nicht im Archiv habe, auch nicht kenne. Frau **Karla Weyland** mußte es während der Kriegszeit oft sprechen, wenn sie mit ihrer Schulklasse Verwundete in einem Lazarett bei Wirsitz / Westpreußen besuchte. Es ist „Mütterleins Feldpostbrief" betitelt und hat die kranken und verwundeten Soldaten immer sehr berührt. Leider kennt sie nur noch eine Textzeile und deshalb hofft sie, daß jemand aus unserem Familienkreis das Gedicht in seiner Gänze kennt. (Karla Weyland, Robert-Koch-Straße 24 in 35282 Rauschenberg.)

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede



ZUM 101. GEBURTSTAG

Licht, Hans, aus Bürgerhuben, Kreis Elchniederung, jetzt Ziegelweg 52, 41199 Mönchengladbach, am 16 März

Thurau, Albert, aus Ortelsburg, jetzt Gustav Bickle-Straße 47, 72474 Winterlingen, am 17. März

ZUM 100. GEBURTSTAG

Prussat, Gertrud, aus Grenzfelde, Kreis Schloßberg, jetzt Altenpflegeheim St. Elisabeth-Stift, 49586 Neuenkirchen, am 15. März

ZUM 98. GEBURTSTAG

Fansela, Heinrich, aus Gellen, Kreis Ortelsburg, jetzt Andernacher Straße 52-54, 56564 Neuwied, am 13. März

ZUM 97. GEBURTSTAG

Pultke, Gerda, geb. **Böhm**, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Vonder-Recke-Straße 58, 44809 Bochum, 14. März

ZUM 95. GEBURTSTAG

Klang, Elfriede, geb **Kaßler**, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Sonnenweg 1 D, 31275 Lehrte, am 9. März

Niklowitz, Frieda, geb. **Dudek**, aus Muschak, Winsk., Kreis Neidenburg, jetzt Breslauer Straße 12, 31137 Hildesheim, am 17. März

Plaga, Ida, aus Rodefeld, Kreis Ortelsburg, jetzt Marderstraße 1, 33378 Rheda-Wiedenbrück, am 12. März

Romeike, Pauline, geb. **Riewe**, aus Schwengels, Kreis Heiligenbeil und Wickbold, Kreis Samland, jetzt H.-Böckler-Platz 1, 22880 Wedel, am 17. März

Töpfer, Charlotte, geb. **Teschner**, aus Stadtfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Liebenzeller Straße 48/3, 75328 Schömberg, am 18. März

ZUM 94. GEBURTSTAG

Nickloweit, Charlotte, geb. **Zeball**, aus Gilgetal, Kreis Elchniederung, jetzt Neustadt 2, 32791 Lage, am 18. März

Strauß, Meta, geb. **Lindner**, aus Mohrungen-Abbau, und Königsdorf, Kreis Mohrungen, jetzt Herderstraße 49, 40882 Ratingen, am 13. März

ZUM 93. GEBURTSTAG

Galla, Ida, aus Dietrichsdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Sonnenscheinstraße 16, 45896 Gelsenkirchen, am 17. März

ZUM 92. GEBURTSTAG

Preuß, Siegfried, aus Schiewenau, Bonslack, Kreis Wehlau, jetzt Im Grund 4, 90559 Burgthann, am 13. März

Stanschus, Max, aus Jägershöh, Kreis Elchniederung, jetzt Lange Koppel 101, 22926 Ahrensburg, am 15. März

Stefan, Ida, geb. **Grabosch**, aus Klein Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Von Droste Straße 16, 59597 Erwitte, am 13. März

Weil, Fritz, aus Ortelsburg, jetzt Helmstedter Straße 21, 39343 Beendorf, am 14. März

ZUM 91. GEBURTSTAG

Bloch, Martha, geb. **Dannenfeldt**, aus Lyck, jetzt Weilerbachweg 29, 73037 Göppingen, am 17. März

Hermann, Gertrud, aus Schönlinde, Kreis Heiligenbeil, jetzt Seniorenwohnheim Liethweg 11, 48565 Borghorst, am 17. März

Marquardt, Kurt, aus Goldenau, Kreis Lyck, jetzt Berliner Straße 3, 36119 Neuhof, am 16. März

Meins, Frieda, geb. **Dormeyer**, aus Stradaunen, Kreis Lyck, jetzt Mönkhofer Weg 60 a, 23562 Lübeck, am 16. März

Müller-Darß, Christa, geb. **von Boddien**, aus Leißienen, Kreis Wehlau, jetzt Königsdorfer-Straße 69, 83646 Bad Tölz, am 13. März

ZUM 90. GEBURTSTAG

Bremm, Elfriede, geb. **Daginnus**, aus Wilhelmsheide, Kreis Elchniederung, jetzt Tüllinghofer Straße 129, 59348 Lüdinghausen, am 13. März

Galensa, Herta, aus Garbasen, Kreis Treuburg, jetzt Carl-Goerdeler-Straße 13, 28327 Bremen, am 18. März

Jung, Grete, geb. **Schuran**, aus Saiden, Kreis Treuburg, jetzt An der Seeme 7, 63654 Büdingen, am 16. März

Kehrzeit, Eva, aus Tewellen, Kreis Elchniederung, jetzt A-Creutzberg-Straße 25/4002, 99867 Gotha, am 17. März

Krogull, Anton, aus Samplatten, Kreis Ortelsburg, jetzt Steppenitzer Straße 15, 19071 Brüsewitz, am 12. März

Müller, Olga, geb. **Naroska**, aus Groß Schöndamerau, Kreis Ortelsburg, jetzt Görlitzer Straße 16, 27755 Delmenhorst, am 17. März

Rosenfeld, Gertrud, aus Kreis Elchniederung, jetzt Am Schönletter 11, 65597 Hünfelden, am 15. März

Wenzek, Käte, geb. **Wichmann**, aus Lyck, Danziger Straße 7, jetzt Brunkenwinkel 24, 29664 Walsrode, am 15. März

ZUM 85. GEBURTSTAG

Babace, Heinz, aus Zohpen, Kreis Wehlau, jetzt Südstraße 39, 09337 Hohenstein-Ernsttahl, am 15. März

Dietze, Siegfried, aus Wehlau, Petersdorfer Straße, jetzt Kameradenweg 4, 12249 Berlin, am 16. März

Gysbers, Herta, geb. **Hagenbach**, aus Klein Engelau, Kreis Wehlau, jetzt Morsstraße 30, 49828 Neuenhaus, am 18. März

Heßke, Kurt, aus Kahlholz, Kreis Heiligenbeil, jetzt Fieler Damm 47, 25785 Nordhastedt, am 11. März

Höllermann, Irmgard, geb. **Konietzny**, aus Allenburg, Allestraße, Kreis Wehlau, Berliner Straße 91, 58511 Lüdenscheid, am 15. März

Kummetz, Fritz, aus Jorksdorf, Kreis Labiau, jetzt Fersenbruch 62, 45883 Gelsenkirchen, am 4. März

Liermann, Helene, aus Jesken, Kreis Treuburg, jetzt Carl-Hesse-Straße 20, 27283 Verden/Aller, am 12. März

Lindemann, Helmut, aus Königsberg, Rippenstraße 28, jetzt Emma Kraume 5, 38132 Braunschweig, am 6. März

Litzner, Gertrud, geb. **Kramer**, aus Milken, Kreis Lötzen, jetzt Trapmannweg 7, 44319 Dortmund am 17. März

Maring, Willi, geb. **Majewski**, aus Burdungen, Kreis Neidenburg, jetzt Viehtriftenweg 242, 32052 Herford, am 12. März

Milewski, Heinz, aus Wehlau, Altwalde 1, jetzt Nördliche Ringstraße 151, 63225 Langen, am 15. März

Moshage, Erika, geb. **Sender**, aus Paterschobensee, Kreis Ortelsburg, jetzt Flurstraße 43, 32791 Lage / Lippe, am 15. März

Neumann, Paul, aus Königsberg, Richard-Wagner-Straße 14, jetzt Wichernstraße 14, 82362 Weilheim, am 18. März

Paulus, Anna, geb. **Czeslik**, aus Lindenfließ, Kreis Lyck, jetzt Eichendorffstraße 54, 41352 Korschenbroich, am 12. März

Reiber, Lisbeth, geb. **Lindenau**, aus Gründann, Kreis Elchniederung, jetzt Froschweg 5, 70499 Stuttgart, am 14. März

Schilter, Helmut, aus Neidenburg, Hohenst. Straße, jetzt Seligensstädterstraße 21, 63456 Hanau, am 17. März

Schönfeld, Lieselotte, geb. **Pietzka**, verw. Murawski, aus Dreimühlen, Kreis Lyck, jetzt Triftkoppel 9, 22119 Hamburg, am 12. März

Schlieben, Gisela, aus Sanditten, Kreis Wehlau, jetzt Lange Marktstraße 212–222, 28199 Bremen, am 16. März

Schmidt, Elly, geb. **Grigo**, aus Lötzen, jetzt 14261 Mango Drive, Del Mar, USA California 92014, am 15. März

Sedelke, Margarete, geb. **Mrowka**, aus Groß Retzken, Kreis Treuburg, und Julienhöfen, Kreis Sensburg, jetzt Kemnatenstraße 6, 19370 Parchim, am 9. März

Spodeck, Wolfgang, aus Treuburg, Lötzener-Straße 21, jetzt 16 Rue College, F-7430 Diemeringen, Frankreich, am 12. März

Thierbach, Wally, aus Ziegelberg Kreis Elchniederung, jetzt Glockengießers Kamp 24, 49525 Lengerich, am 18. März

Weber, Frieda, aus Rotbach, Kreis Lyck, jetzt Tilsiter Straße 17, 32584 Löhne, am 14. März

Weidelich, Elisabeth, geb. **Mankau**, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Jahnstraße 35, 78554 Aldingen, am 12. März

Wieking Helene, geb. **Robatzek**, aus Dippelsee, Kreis Lyck, jetzt Scheerhorn 7, 49846 Hoogstede, am 17. März

ZUM 80. GEBURTSTAG

Anton, Gerhard, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Moorfeld 28, 27305 Bruchhausen-Vilsen, am 13. März

Barthel, Lydia, geb. **Hopp-Blechert**, aus Pillkallen, Kreis Schloßberg, jetzt Friesenweg 7, 49086 Osnabrück, am 16. März

Bertulis, Herta, geb. **Sodeik**, aus Groß Budlacken, Kreis Wehlau, jetzt Hörder Straße 368 b, 58454 Witten, am 17. März

Brendmühl, Erika, geb. **Przygodda**, aus Fürstenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Tierpark 80, 10315 Berlin, am 13. März

Dombrowski, Herbert, aus Lyck, Bahnhofstraße 1, jetzt Galgenberg 34, 22880 Wedel, am 13. März

Erdmann, Gerda, geb. **Schurat**, aus Aßlacken, Kreis Wehlau, jetzt Dürerstraße 23, 59423 Unna, am 14. März

Germann, Erna, geb. **Marquardt**, aus Großwalde, Kreis Neidenburg, jetzt Kattenbrink 46, 32108 Bad Salzuflen, am 15. März

Gurklies, Horst, aus Grünhausen, Kreis Elchniederung, jetzt Huldstraße 17, 90461 Nürnberg, am 13. März

Horn, Hildegard, geb. **Herbst**, aus Bärenhöfen, Kreis Schloßberg, jetzt Kastenweststr. 5, 39517 Doll, am 18. Februar

Jedamzik, Erich, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 12, jetzt Wieserweg 38, 58809 Neuenrade, am 17. März

Jeworutzki, Ewald, aus Kornau, Kreis Ortelsburg, jetzt Josef-Haydn-Straße 25, 46325 Borken, am 18. März

Kimmer, Traute, geb. **Fischer**, aus Parnehnen, Kreis Wehlau, jetzt Wäschlacker Weg 26, 402331 Düsseldorf, am 16. März

Klein, Walter**,** aus Mothienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Gevelsberger Straße 15, 45549 Sprockhövel, am 16. März

Kohn, Lucia, geb. **Meyhöfer**, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Dorpefeld 2 A, 30419 Hannover, am 17. März

Kreutzenstein, Werner, aus Neukuhren und Königsberg, Neuer Graben 25, jetzt Rietweg 1, 87773 Pless / Allgäu, am 1. März

Krüger, Herbert aus Großkummen, Kreis Tilsit, jetzt Saarstraße 52, 06846 Dessau, am 17. März

Kühn, Alfred, aus Altenbude, Kreis Goldap, jetzt Krevinghauser Straße 1, 49143 Bissendorf, am 13. März

Kurzentkowski, Elfriede, geb. **Zapka**, aus Kannwiesen, Kreis Ortelsburg, jetzt Pastoratstraße 2, 45879 Gelsenkirchen, am 18. März

Lindemann, Christel, geb. **Gerull**, aus Adlig Linkuhnen, Kreis Elchniederung, jetzt Brennerstraße 80 a, 13187 Berlin, am 17. März

Lippka, Elfriede, geb. **Seesko** aus Treuburg, Treuburger Bahnhofstraße 13, jetzt Memeler Straße 6, 27798 Hude, am 13. März

Lück, Waldemar, aus Groß Leschienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Auf dem Helwe 19, 44892 Bochum, am 16. März

Marks, Elli, geb. **Burnus** aus Pettkuhnen, Kreis Wehlau, jetzt Heinrich-Dreyer-Straße 11, 49324 Melle, am 15. März

Mattke, Richard, aus Kreuzborn, Kreis Lyck, jetzt Fliederweg 2, 38470 Parsau, am 12. März

Murach, Erich, aus Weißengrund, Kreis Ortelsburg, jetzt Dorotheastraße 57, 22301 Hamburg, am 14. März

Niehaus, Martha, geb. **Bartkowski**, aus Neidenburg, jetzt Am Fuchsbau 4, 49393 Lohne, am 16. März

Palm, Günther, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Helgolandstraße 75, 25551 Hohenlockstedt, am 15. März

Pietsch, Lotte, geb. **Tietz**, aus Konraden, Kreis Ortelsburg, jetzt Garnseeweg 6, 29225 Celle, am 17. März

Skowronek, Anton, aus Seedanzig, Kreis Ortelsburg, jetzt Sudehoffstraße 16, 40822 Mettmann, am 13. März

Thomzick, Herta, geb. **Cziehso**, aus Saiden, Kreis Treuburg, jetzt Gimborner Straße 56, 51709 Marienheide, am 14. März

Vaatz, Margarete, geb. **Puchalski**, aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Druckerweg 13, 40724 Hilden, am 13. März

Warstat, Willi, aus Bruchhöfen, Kreis Ebenrode, jetzt Edelweißstraße 9, 41564 Kaarst, am 15. März

Wuchner, Margot, geb. **Weinz**, aus Roddau, Perkuiken, Kreis Wehlau, jetzt Schulstraße 4, 79774 Albbruck, am 16. März

Stürmischer Beifall und Blumen

Premiere der Komödie »Die Kassette« in der Dittchenbühne war ein voller Erfolg

Von ILSE RUDAT

Das war eine Premiere in der Elmshorner Dittchenbühne bei der Komödie „Die Kassette" von Carl Sternheim unter der Regie von Maria v. Bismarck. Die Vorstellung des kleinen Theaters, übrigens das einzige ostpreußische Amateur-Theater im Lande, war komplett ausverkauft, zeigte unter der Leitung von Maria v. Bismarck mit ihren gut besetzten Laien-Darstellern hervorragende Leistungen.

Das volle Haus ist jedoch nicht das einzige bemerkenswerte hierbei. Die nächsten vier Vorstellungen sind bereits schon im Vorfeld ausverkauft. Mehr kann sich die Theaterleitung nicht wünschen.

Die Komödie „Die Kassette" von Carl Sternheim (1. April 1878 bis 3. November 1942) handelt von dem Aufstiegskampf eines Kleinbürgers, der hinter der Fassade eines harmonischen Familienlebens alle zwischenmenschlichen Beziehungen seinem Streben nach Reichtum opfert, aber dennoch immer bereit ist, sich selbst den gesellschaftlich Mächtigen zu unterwerfen. Die satirische Wirkung dieses Stückes wird neben der Handlung auch durch Sternheims knappe, weitgehend auf Adjektive verzichtende Sprache verstärkt. Sie entlarvt trocken die ganz gewöhnliche Heuchelei der kleinbürgerlichen Akteure.



Würdigung der Leistung: Am Schluß gab es Blumen für die Darsteller, und natürlich auch für die Regisseurin Maria v. Bismarck (Bildmitte) Foto: IR

Es gab stürmischen Beifall, auch häufig auf offener Szene. Der Direktor der Dittchenbühne Raimar Neufeldt bedankte sich bei allen Mitwirkenden vor und hinter der Bühne sowie bei den Besuchern.

Für nähere Informationen sowie Kartenbestellungen wird gebeten, sich telefonisch mit der Dittchenbühne Forum Baltikum – Dittchenbühne Elmshorn e.V., Hermann-Sudermann-Allee 50, Elmshorn, Telefon (0 41 21) 8 97 10 in Verbindung zu setzen.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 10. März, 15.40 Uhr, Arte: Die Flucht (1/2).

Sonntag, 11. März, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Sonntag, 11. März, 15.45 Uhr, Arte: Die Flucht (2/2).

Sonntag, 11. März, 21.15 Uhr, 3sat: Pommernland.

Montag, 12. März, 14.15 Uhr, WDR: Flüchtlinge und Vertriebene an Rhein, Ruhr und Weser.

Montag, 12. März, 22.20 Uhr, WDR: die story – Jede Menge Kohle.

Montag, 12. März, 0.50 Uhr, ARD: Paul Ehrlich – Ein Leben für die Forschung.

Dienstag, 13. März, 20.15 Uhr, ZDF: Hitlers nützliche Idole.

Dienstag, 13. März, 20.45 Uhr, MDR: DDR geheim – „Das unsichtbare Kommando".

Mittwoch, 14. März, 20.40 Uhr, Arte: Spurlos verschwunden – Die vergessene Odyssee der Verschleppten.

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@gmx.de

Bundestreffen – Die BdV-Nachwuchsorganisationen veranstalten 2007 ein Bundestreffen im Ostheim, Bad Pyrmont, vom 20. bis 22. April. Anmeldungen an E-Mail: bjo@ostpreussen-info.de



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Sonntag, 18. März, 14 Uhr, Mitglieder-Hauptversammlung mit Ehrungen in der „Pfarrscheune", Buchen-Hainstadt. Anschließend Grützwurstessen. Rosemarie S. Winkler beleuchtet kurz das Lebensbild der „Reichsfrauenführerin" Gertrud Scholtz-Klink, die im Odenwald geboren wurde, dort anfänglich wohnte und da auch das Gymnasium besuchte. Bus fährt ab Mosbach. Nähere Informationen unter Telefon (0 62 81) 81 37.

Schwenningen – Donnerstag, 22. März, 14.30 Uhr, Jahreshauptversammlung der Gruppe im Restaurant Thessaloniki.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Ansbach – Sonnabend, 24. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der „Orangerie". Der frühere Feuchtwanger Dekan Dr. Klaus Leder recherchierte in seiner schlesischen Heimat und berichtet unter dem Titel „Das Haus an der Oder" darüber.

Bamberg – Mittwoch, 21. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Tambosi, Promenade.

Erlangen – Dienstag, 20. März, 14.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Jugendzentrum Erlangen, Raum 20.

Ingolstadt – Sonntag, 18. März, 14.30 Uhr, Zusammenkunft der Gruppe im Gasthaus Bonschab, Münchner Straße 8, Ingolstadt.

Landshut – Dienstag, 20. März, 14 Uhr, Treffen der Gruppe in der „Insel". Motto der Zusammenkunft: „Jahresrückblick mit Dias".

Memmingen – Mittwoch, 21. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Weißes Roß. Es steht die Jahreshauptversammlung auf der Tagesordnung.



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren. Geschäftsführung: Telefon (0 30) 2 16 43 38, Großgörschenstraße 38, 10827 Berlin

HEIMATKREISGRUPPE





Lyck – Sonnabend, 31. März, 15 Uhr, Ratsstuben JFK, Am Rathaus 9, 10825 Berlin. Anfragen: Peter Dziengel, Telefon 8 24 54 79.

BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Freitag, 23. März, 15 Uhr, Kulturnachmittag im „Barlach-Haus". Der Nachmittag beginnt zunächst mit allgemeinen Informationen, Kaffeetrinken und Gesprächen. Anschließend wird ein Videofilm über Nordostpreußen gezeigt. Anmeldungen erbeten unter Telefon 8 61 76. – Anfang Februar trafen sich die Mitglieder zur Grünkohlwanderung der Gruppe. 16 Unentwegte kamen zusammen um zu wandern. Ziel: das „Deutsche Haus", wo man sich zum Schlemmen einfand. Unterwegs wurde als erstes das Grab von Herbert Brust besucht. Die anschließende kleine Wanderung ging vorbei an wunderschönen Häusern mit Vorgärten, in denen man trotz offiziellem „Winter" einige blühende Bäume bewundern konnte. Glühwein, Kräuterschnaps und „Feiglinge", angereichert durch Kokosriegel und Süßigkeiten sorgten für die nötige Marschierfreudigkeit. Im „Deutschen Haus" warteten schon 21 Hungrige auf die Wanderer und auf das Grünkohlessen. Grünkohlkönig wurde Lm. Tessarzik.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Freitag, 23. März, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung mit Delegierten der Landesgruppe im Haus der Heimat, Teilfeld 1 (gegenüber der U-Bahnstation Stadthausbrücke). Alle Gruppenleiter und Delegierten sind herzlich eingeladen. – **Sonnabend**, 31. März, 10 Uhr (Ende 17 Uhr), Ostermarkt der ostdeutschen Landsmannschaften im Haus der Heimat, Teilfeld 1, gegenüber der U-Bahnstation Stadthausbrücke. Die Landesgruppe ist mit einem Angebot heimatlicher Spezialitäten und Literatur vertreten und lädt herzlich zu einem Besuch ein.

HEIMATKREISGRUPPEN



Elchniederung – Mittwoch, 21. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in den „ETV Stuben", Bundesstraße 96, Ecke Hohe Weide, U-Bahnstation Christuskirche. Mit Jahreshauptversammlung, Jahresrückblick und Entlastung des Kassenwarts. Mit Musik und frohen Liedern und ein paar Vorträgen wird der Heimat gedacht und der Frühling begrüßt. Der Eintritt ist frei.



Heiligenbeil – Sonntag, 1. April, 14 Uhr, Frühlingsfest der Heimatkreisgruppe im Seniorentreff, Am Gojenboom 30. Dazu sind alle Mitglieder und Freunde der Gruppe herzlich eingeladen. Bei Kaffee und Kuchen sollen ein paar gesellige Stunden miteinander verbracht werden. Es wird der Film „Eine Reise in ein fremdgewordenes Land" gezeigt. Kostenbeitrag: 3 Euro. Anmeldungen bis zum 30. März bei K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60. Sie erreichen den Seniorentreff mit der U-Bahnlinie 3, in Richtung Mümmelmannsberg bis Horner Rennbahn, Ausgang „Am Gojenboom", dann über den Parkplatz am Ende ist der Seniorentreffen. Gäste sind herzlich willkommen.



Insterburg – Mittwoch, 4. April, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Zum Zeppelin, Frohmestraße 123-125, 22459 Hamburg. Es gibt ein gemütliches Beisammensein und Schabbern. Geplant ist der Vortrag eines Schriftstellers oder ein Filmvortrag.



Sensburg – Sonntag, 11. März, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Anregungen und Bedenken an K. Budszuhn, Friedenstraße 70, 25421 Pinneberg, Telefon (0 41 01) 7 27 67, richten.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 3. April, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei", Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 26. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit dem Bus 443 bis Waldquelle). Thema der Zusammenkunft: „Klassisches und nicht so klassisches über Ostern".

FRAUENGRUPPE

Hamburg-Bergedorf – Dienstag, 27. März, 13 Uhr, traditionelles Stint-Essen mit Elbüberquerung in „Grubes Fischerhütte". Abfahrt um 13 Uhr am Fähranleger Zollenspieker. Im Abschluß daran steht die Verleihung des Stinthengst-Ordens auf dem Programm.

WESTPREUSSEN

Landesgruppe – Sonntag, 18. März, 10 Uhr, Frühlingsausfahrt mit dem Bus an die Ostsee. Teilnahme am volkstümlichen Konzert mit dem Sänger „BernStein" in Kiel. Abfahrt Hamburg, Kirchenallee, 10 Uhr. Kosten ein-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Veranstaltungskalender der Landsmannschaft Ostpreußen

10. / 11. März: Arbeitstagung der Kreisvertreter in Bad Pyrmont.
13. bis 15. April: Kulturreferentenseminar in Bad Pyrmont.
5. / 6. Mai: Arbeitstagung der Landesgruppenvorsitzenden in Bad Pyrmont.
8. bis 10. Mai: Arbeitstagung der Landesfrauenleiterinnen in Bad Pyrmont.
2. bis 9. Juni: 9. Werkwoche in Ostpreußen (Allenstein).
28. bis 30. September: Geschichtsseminar in Bad Pyrmont.
16. bis 22. Oktober: 53. Werkwoche in Bad Pyrmont.
26. bis 28. Oktober: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont.
3. / 4. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont.
5. bis 9. November: Kulturhistorisches Seminar für Frauen in Bad Pyrmont.

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt *noch gesondert hingewiesen. Änderungen vorbehalten.*

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

schließlich Mittagessen und Eintritt zum Konzert 40 Euro. Auskunft erteilt D. Neumann, Telefon 7 00 92 79. – Mittwoch, 28. März, 14 Uhr, Jahreshauptversammlung im Haus der Heimat, Teilfeld 1, (bei der Michaeliskirche / S-Bahnstation Stadthausbrücke). Ab 15 Uhr, „literarisch-musikalischer Nachmittag“, Gäste sind willkommen. Auskunft erteilt D. Neumann, Telefon 7 00 92 79.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Wiesbaden – Zum „Närrischen Nachmittag mit Kreppelkaffee“ konnte die 2. Vorsitzende Helga Laubmeyer auch in diesem Jahr wieder eine erwartungsvolle Narrenschar begrüßen. Gleich zu Beginn sorgten der Sänger Karl-Heinz Sturm und der musikalische Entertainer Nico Hollmann für den richtigen Schwung bei den rund 120 farbenfroh kostümierten Besuchern. Sie gingen begeistert mit, als die Karneval-Profis von Kolping Wiesbaden-Zentral Helmut Budde als „Gartenfestbesucher“, Stefan Fink in der Rolle des „Lügenbarons Münchhausen“ und Benno Praustadt als „Medizinmann“ und Kritiker der Gesundheitsreform in die Bütt stiegen. Kurt Bender als „Prinz von Wiesbaden“ und singender Protokoller glossierte das Zeitgeschehen mit närrischem Spott. Vom Carnevalclub Wiesbaden (CCW) begeisterte Jo Mauer als „Schutzengel“ die preußischen Narren und meinte, daß Engel zu sein ausschließlich Männersache sei. Aus den eigenen Reihen trug Marianne Schetat mit ihrer ersten Büttenrede „Ich will nie ins Altersheim“ – in Anspielung auf die Gesundheitsreform – zum närrischen Programm bei. Wieder mit von der Partie „Die Gartenzwerge“, das Clubsymbol des CCW, die seit 50 Jahren auf der Rostra stehen und die Narren mit ihren Stimmungsgesängen von den Stühlen rissen. Natürlich durfte die „Zwergenhymne Amanda“ nicht fehlen. Zum Bühnenjubiläum der „Zipfelmützen“ erinnerten die „Alt-Gartenzwerge“ Peter Bender, Hans-Georg Budau und Sohn Mathias, ehemals musikalischer Leiter der Gesangsgruppe, mit Liedern und mitreißenden Melodien von Auftritten der vergangenen 50 Jahre. Durch das von Dieter Schetat zusammengestellte Programm führte Stadtrat Manfred Laubmeyer von der Pommerschen Landsmannschaft.



MECKLENBURG-VORPOMMERN

Vors.: Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam, Telefon (0 39 71) 24 56 88

Anklam – Sonnabend, 10. März, 10 bis 17 Uhr in der Mehrzweckhalle „Volkshaus“, Baustraße / Nähe Markt findet anläßlich des 15jährigen Bestehens ein Jubiläumstreffen der Ostpreußen in Anklam statt. Dazu sind alle Landsleute von nah und fern mit Angehörigen und Interessenten herzlich eingeladen. Angesagt haben sich der Bischof der Pommerschen Evangelischen Kirche, Dr. Hans-Jürgen Abromeit, die Ostpreußische Folkloregruppe Wandersleben mit einem heimatlichen Kulturprogramm, der Anklamer Gesangverein und der Ostpreußensänger Bern-Stein aus Lübeck. Die Heimatkreise sind wie immer ausgeschildert. Für das leibliche Wohl mit Mittagessen, Kaffee und Kuchen, Bärenfang und Königsberger Marzipan ist gesorgt. Parkplätze sind genügend vorhanden.

Wismar – Die Gruppe hatte die Schriftstellerin Erika Morgenstern eingeladen. Diese sollte aus ihrem Buch: Überleben war schwerer als Sterben“ lesen. Alle Mitglieder waren vorher auf den Inhalt des Buches eingestimmt worden. Das man mit der Thematik einen Nerv der Zeit getroffen hatte zeigt die rege Beteiligung. 82 Gäste und Mitglieder waren erschienen. Die von Frau Morgenstern mitgebrachten Bücher waren bereits vor der Lesung, natürlich mit Widmung, verkauft. Still und ergriffen lauschten die Zuhörer den Worten von Erika Morgenstern. In anschließenden Gesprächen brachten alle ihre Zufriedenheit mit dieser Form des Zusammenseins zum Ausdruck. Stets ist die Gruppenleitung bemüht, heimatliche Kultur und Unterhaltung lebensnah zu vermitteln. Nach Lesungen mit Arno Surminski und Ingrid Koch ist es bereits die dritte gewesen. Auf diesem Wege seit auch nochmals Erika Morgenstern gedankt, für diese wunderbare Lesung.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Landesgruppe – Sonnabend, 10. März, 10 Uhr, die Frühjahrs-Delegierten-, Kultur- und Frauentagung der Landesgruppe findet wieder in Oberhausen statt. Der Vorstand bittet um zahlreiches Erscheinen, da Wahlen anstehen. Heinz Schön hat sein Kommen zugesagt, und wird über die Forschung zum „Bernsteinzimmer“ berichten. Es wird um regen Besuch von Landsleuten, Jugend und Gästen – wie in den Jahren zuvor – gebeten.

Dortmund – Montag, 19. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in den Ostdeutschen Heimatstuben, Landgrafenschule, Ecke Märkischer Straße / Landgrafenschule.

Düsseldorf – Dienstag, 20. März, 19 Uhr, Frauennachmittag im Ostpreußenzimmer, Raum 412, GHH. – Donnerstag, 22. März, 19.30 Uhr, Offenes Singen im Ostpreußenzimmer, Raum 412, GHH.

Gütersloh – Sonntag, 18. März, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung im „Gütesloher Brauhaus“. Mit ausführlichen Tätigkeitsberichten wird ein Rückblick auf das vergangene sowie ein Ausblick auf das bevorstehende Jahr gegeben. Hierzu sind alle recht herzlich eingeladen. Anträge und Vorschläge sind an den Vorsitzenden Eckard Jagalla, Franz-Grochtmann-Straße 40, 3334 Gütersloh, Telefon (0 52 41) 40 38 72 zu richten. – Montag, 12. März, 15 Uhr, Treffen des Ostpreußischen Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt und Informationen bei Ursula Witt, Telefon (0 52 41) 3 73 43. – Dienstag, 13. März, 15 Uhr, Treffen des Ostpreußischen Mundharmonika Orchesters in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt und Informationen bei Bruno Wendig, Telefon (0 52 41) 5 69 33.

Ennepetal – Donnerstag, 15. März, 18 Uhr, Treffen der Gruppe zur Monatsveranstaltung in der „Heimatstube“.

Wesel – Die Jahreshauptversammlung der Gruppe fand in der Heimatstube statt. Der 1. Vorsitzende Kurt Koslowski eröffnete die Versammlung und gab einen ausführlichen Bericht über die Aktivitäten des vergangenen Jahres. Anschließend folgte die Totenehrung. Danach wählte die Versammlung Harry Jacknau zum Wahlleiter für die anstehende Neuwahl. Kurt Koslowski wurde in seinem Amt des 1. Vorsitzenden bestätigt, er leitet auch den Singkreis sowie die Mundharmonika-Gruppe. Zum 2. Vorsitzenden und Kulturreferenten wurde Paul Sobotta gewählt. Schriftführerin ist Ursula Paehr und Inge Koslowski. Sigrid Marenberg und Manfred Rohde versehen das Amt des Schatzmeisters. Siegfried Jedamzik, der 28 Jahre Vorstandsarbeit hinter sich gebracht hatte, wurde mit herzlichen Dankesworten vom 1. Vorsitzenden sowie von der gesamten Versammlung mit viel Beifall verabschiedet. Die Stelle wird von Manfred Rohde eingenommen. Die Frauenreferentin Waltraut Koslowski wurde in ihrem Amt bestätigt. Als Beisitzer wurde Edith Nischik und Alfred Pichler ernannt. Auch in diesem Jahr ist ein reichhaltiges Programm in der ostdeutschen Kulturarbeit vorgesehen. Höhepunkt der Veranstaltungen in diesem Jahr wird die Preußische Tafelrunde (13. Mai) in der Niederrheinhalle, Wesel sein.

Witten – Donnerstag, 22. März, 15.30 Uhr, Treffen der Gruppe. Es steht ein Referat zum Thema „Naturnaher Garten“ auf dem Programm.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Dessau – Montag, 19. März, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe „Heinz Rühmann“-Begegnungsstätte, Windmühlenstraße 72, 06846 Dessau.

Magdeburg – Dienstag, 20. März, 15 Uhr, Bowling im Lemsdorfer Weg. – Freitag, 23. März, 16 Uhr, Singproben im „TuS Neustadt“.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Schwarzenbek – Beim Wurstessen der Gruppe ließen sich 60 Personen, darunter Bürgermeister Frank Ruppert mit Lebensgefährtin, nicht nur die traditionellen Speisen der Heimat munden, die früher zur Schlachtzeit aufgetischt wurden. Diesmal erinnerten sich die Landsleute auch an ihre preußischen Mundarten. Prof. Dr. Siegfried Werner würzte mit einen Beitrag über ostpreußische Gerichte den weiteren Verlauf des Abend. Elsa Falk gab ebenfalls in Mundart

Tod in ihren Augen

Die Leidenswege dreier Frauen

Mit der Publikation „Frauen in Königsberg 1945–1948“ ist der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen eine Erfolgsgeschichte gelungen. Nun ist das 1999 erschienene Buch in der 8. Auflage erschienen, die vermutlich erneut ihre Abnehmer finden wird.

In der etwas distanziert, wissenschaftlich verfaßten Einführung geht Hans Rothe auf die verschiedenen Biographien der drei Frauen Erna Ewert, Marga Pollmann und Hannelore Müller ein. Während Erna Ewert ihre Aufzeichnungen schon während der Ereignisse 1945 schrieb und ihre Tochter diese erst nach dem Tod ihrer Mutter für die Öffentlichkeit freigab, Marga Pollmann alles kurz nach dem Krieg auf Papier bannte, hat Hannelore Müller erst 1995 damit begonnen, die Biographie ihrer Mutter zu verfassen.

Da Erna Ewert direkt während der Ereignisse schrieb, sind ihre Erinnerungen ungeschminkter und brutaler – auch bezüglich ihrer eigenen Person.

„Mama wird immer dünner. Sie kann sich in ihrem Rock nun schon dreimal einwickeln. Sie ist nur Haut und Knochen. Heute habe ich ihre Augen gesehen. Augen, in denen der Tod steht. Mein Gott, mein Gott, laß mich nicht allein. Mein Herz, mein Augenlicht, meine Kinder nimm, nur nicht meine Mutter!“ Diese Aussage, die aus heutiger Sicht absolut unglaublich wirkt, ist angesichts der Tatsache, daß die selbst kranke Erika Ewert mit ihrer Mutter die einzige Person verliert, die ihr Halt gibt, verständlich. Doch ihre Mutter stirbt, genauso wie der Säugling, der das Ergebnis von Vergewaltigungen durch Russen ist. „Das Kleine ist so verhungert, daß es wohl in ein paar Tagen sterben wird. Ich habe zu diesem Kind keine Liebe, nicht einmal Mitleid ... Es war so ausgezehrt, daß es aussah wie eine verhungerte Katze.“ Auch Erikas Sohn Peter verhungert. „Bin ich Mutter, habe ich noch Gefühl? Warum wirft es mich nicht um, daß ich meinen Jungen nicht mehr fand? ... Es schrie in mir nach Rache, vor meinen Augen wurde es Rot und glaubte irr zu sein oder zu träumen. Mein Kind war von Ratten oder den wildernden Hunden fortgeschleppt worden.“

Auch um Marga Pollmann wird gestorben und sie selbst verliert einen Arm, doch ich drei Kinder zwingen sie, weiter zu leben. Hannelore Müller hingegen ist selber das Kind und verliert in den Wirren ihre Mutter aus den Augen.

Die Aufzeichnungen der drei Frauen sind sehr bewegend und verdienen es, nicht in Vergessenheit zu geraten. „... wenn ich erst tot bin, dann sollen alle sie lesen“, bat Erna Ewert ihre Tochter. „Alle“ werden es zwar nicht werden, doch dank der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen auf jeden Fall ziemlich viele. *Bel*

Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hrsg.): „Frauen in Königsberg 1945–1948“, *Bonn 2006, broschiert, 190 Seiten, 10,80 Euro, Best.-Nr. 2812*

Hoffnung

Lichtblick Kirchlicher Suchdienst

Krieg bedeutet immer Chaos. Erst wissen die Familien nicht, wo ihre als Soldat dienenden Männer und Väter eingesetzt sind. So lange die eigenen Truppen siegen, ist zwar ein Überblick wahrscheinlich, doch ab dem Moment, wo sie geschlagen werden, sich in Auflösung befinden, im Feindesland fallen, verwischen sich schon ihre Spuren. Danach trifft es die Familien selbst. Jene, die sich plötzlich im vom Feind besetzen Gebiet befinden, sind für ihre Lieben kaum noch erreichbar, jene die fliehen, hinterlassen nur selten eine Anschrift. Die Bewohner ausgebombter Städte müssen ebenfalls ihre vertraute Umgebung verlassen und an einem anderen Ort unterkommen, nicht immer gelingt es ihnen, für Verwandte und Freunde Nachricht zu hinterlassen. Jene, die in all dem Chaos ums Leben kommen, werden meist namenlos verscharrt, einen Hinweis über ihren Verbleib erhalten nur wenige Angehörige.

Hier half nach dem Zweiten Weltkrieg der Kirchliche Suchdienst. Ferdinand Köster schildert in „Die Geschichte des Kirchlichen Suchdienstes“ wie dieser entstanden ist, wie beschwerlich die Anfangsarbeit im Chaos der direkten Nachkriegszeit und die Koordination zwischen vier Besatzungszonen war. Millionen von Menschen suchten Angehörige, moderne Kommunikation gab es noch nicht und so lief alles per Post und Karteikarten.

Detailliert geht der Autor auf die Entwicklung und die verschiedenen Problemfälle ein. Leider sind die Ausführungen zu nüchtern und sachlich verfaßt, so daß sie nur am Thema besonders Interessierte erreichen wird.

Dies ist schade, da es sich um einen sehr spannenden Bereich deutscher Geschichte handelt, der von vielen kleinen Erfolgsgeschichten gekrönt wird, auf die der Autor leider nicht eingeht. Menscheln tut es in der Dokumentation leider überhaupt nicht. *R. B.*

***Ferdinand Köster: „Die Geschichte des Kirchlichen Suchdienstes“**, München, broschiert, 308 Seiten, 10 Euro*

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



ALLENSTEIN STADT

Kreisvertreter: Gottfried Hufenbach, Telefon (0 22 25) 70 04 18, Fax (0 22 25) 94 61 58, Danziger Straße 12, 53340 Meckenheim. Geschäftsstelle: Stadtgemeinschaft Allenstein, Telefon (02 09) 2 91 31 und Fax (02 09) 4 08 48 91, Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen

Der Allensteiner Heimatbrief kam mit seiner Dezember-Ausgabe rechtzeitig vor dem Fest zum Versand und fand allgemein ein positives Echo. Zuschriften und Telefonate mit der Geschäftsstelle und der Redaktion lobten vor allem die bunten Bilder auf dem Einband und vom winterlichen Allenstein sowie die vielgestaltigen Berichte und Erzählungen aus Gegenwart und Stadtgeschichte. Aufmachung und Inhalt von Nr. 242 waren sicherlich auch mit ein Grund, daß im Dezember die Spendengelder reichlicher flossen als in den übrigen Monaten. Dennoch konnten sie nicht verhindern, daß das Spendenaufkommen 2006 fühlbar geringer war als 2005. Eine rückläufige Tendenz zeigt sich ja auch bei den Besucherzahlen der Jahrestreffen. Ob man mit einer Umgestaltung des Programms auch andere und vor allem wieder mehr Besucher erreichen kann, ist die Frage und vielleicht einen Versuch wert. Den Rückgang der alten Allensteiner wird man jedoch nicht aufhalten und nicht ersetzen können. Gleiches werden auch alle anderen Kreisgemeinschaften in ihren Reihen feststellen. Man wird deshalb wohl versuchen müssen, zumindest für größere Treffen auch größere Regionalgebiete zusammenzufassen, um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und der Politiker wachzuhalten.

Die Allensteiner selbst wollen und werden weiterhin auf ihre Stadt, ihre Geschichte und Persönlichkeiten schauen. Den Ende 2006 als deutsche Ausgabe erschienenen Bildband von Rafat Betkowski „Allenstein, wie man es nicht kennt“ mit Hunderten alter Ansichtskarten muß man an dieser Stelle noch einmal lobend erwähnen. Es ist bei der Geschäftsstelle so schnell weggegangen wie im Jahr zuvor das Buch von Dr. Ernst Vogelsang über die „Kopernikusschule“. Das „Treudank“-Landestheater berührte kürzlich eine Arte-Sendung über den Dirigenten Günter Wand, der von 1934 bis 1938 in Allenstein eine vielseitige und prägende Zeit als Kapellmeister hatte. Sie war der Grundstein für sein späteres Wirken als Dirigent, das ihm auf die großen Opernbühnen in aller Welt und noch mit 90 Jahren

2002 an das Dirigentenpult gebracht hatte. An einen anderen 90. Geburtstag in diesem Jahr dachte der Vorstand bei seiner letzten Sitzung, am 16. Februar konnte Ilsetraut Mikat geb. Tobien diesen Jubeltag feiern. Sie wohnte in Allenstein in der Bahnhostraße 70 neben dem damaligen Hotel Königlicher Hof (später war hier das Arbeitsamt untergebracht), rief nach dem Kriege mit den Klassentreffen der Luisenschule die Norddeutschen Treffen in Niendorf / Ostsee ins Leben und wohnt jetzt im Augustinum in Mölln.

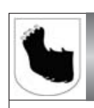
Ins jetzige Allenstein können übrigens alle vom 9. bis 20. Juni dieses Jahres fahren, und zwar wieder auf einem schönem Umweg. Auf der Anreise geht es über Breslau (die Hauptstadt von Schlesien), über Krakau (alte Königsstadt) und über Warschau. Vier Tage bleiben für Allenstein und interessante Ausflüge. Die zwölftägige Reise kostet inklusive Unterkunft, Besichtigungen und HP im DZ 972 Euro (EZ-Zuschlag 208,50 Euro). Im Bus sind noch Plätze frei. Anmeldungen so schnell wie möglich an die Geschäftsstelle der Stadtgemeinschaft, Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Angebot – Aus Anlaß der über 60jährigen Wiederkehr von Flucht und Vertreibung empfehlen wir als Lektüre oder Geschenk: Die Kämpfe um Ostpreußen und das Samland, von Helmut Borkowski, 175 Seiten, DIN A4 Format, zum Preis von 15 Euro (einschließlich Versandkosten). Die textlichen Abhandlungen erstrecken sich inhaltlich über den Zeitraum von Sommer 1944 bis zu den Ereignissen und Endkämpfen im Frühjahr 1945. Die teilweise bis in die Details gehenden Darstellungen fesseln auch die nicht aus Ostpreußen stammenden Leser. Es sind in diesem Werk, in begrenztem Umfang, auch Texte aus russischen Quellen wiedergegeben. Zu beziehen durch: Kreisgemeinschaft Königsberg-Land, im Preußenmuseum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 9, täglich zwischen 19 und 21 Uhr.



SENSBURG

Kreisvertreter: Siegbert Nadolny, Wasserstr. 9, 32602 Vlotho, Tel. (0 57 33) 55 85. Geschäftsstelle: „Sensburger Zimmer“, Stadtverwaltung Remscheid, Kreuzbergstr. 15, 42849 Remscheid.

Liebe Landsleute aus dem Kreis Sensburg – Für die kommende Heimatbrief-Ausgabe 2007 benötigen wir für die Rubrik „Es wird gesucht – Wer erinnert sich?“ Ihre alten Erinnerungsfotos. Inzwischen haben wir den Rückstau abgebaut, so daß Sie mit Ihren Bildern nicht in eine zu lange Warteschleife geraten. Wir suchen unter anderem Gruppenfotos von Schulklassen, Konfirmationen, Chören sowie Vereinen, aber bitte nicht von Einzelpersonen. Schicken Sie uns Ihre alten Fotos, die dazu beitragen könnten, Freunde und Bekannte wieder zu finden. Am besten senden Sie uns Bild-vom-Bild-Abzüge zu, dann entfällt für uns die zeit- und kostenaufwendige Rücksendung. Ihre Originale können nicht verloren gehen. Nach der Veröffentlichung verbleiben die Fotos im Archiv der Kreisgemeinschaft. Zusendungen bitte an: Schriftleiter Rolf W. Krause, Alte Poststraße 12, 42555 Velbert.



TILSIT-RAGNIT

Kreisvertreter: Hartmut Preuß, Hordenbachstraße 9, 42369 Wuppertal, Tel. (02 02) 4 60 02 34, Fax (02 02) 4 96 69 81. Geschäftsstelle: Helmut Pohlmann, Tel. (0 46 24) 45 05 20, Fax (0 46 24) 29 76, Rosenstraße 11, 24848 Kropp

Hohensalzburg – Über den Heimatort Hohensalzburg hat Helmut Samoleit eine interessante Broschüre verfaßt. Auf 118 Seiten wird die Geschichte des Ortes und sein Schicksal in den beiden Weltkriegen geschildert. Enthalten ist ein Verzeichnis seiner Bewohner und ein Lageplan der Gebäude. Persönliche Erinnerungen des Autors ergänzen die Darstellungen und auch der in Hohensalzburg geborenen Heimatdichterin Johanna Ambrosius wird gedacht. Weitere Auskünfte bei Helmut Samoleit, Eckersbacher Höhe 95, 08066 Zwickau, Telefon (03 75) 47 45 28.

Augenblicke

Das Augenlicht läßt im Alter leider nach

Von RENATE DOPATKA

Das wäre geschafft!“ Mit schiefgelegtem Kopf musterst Johannes das Werk seiner Hände. Die Erde ist fein säuberlich geharkt, die große Pflanzschale steht exakt in Grab-Mitte. – Oder etwa doch nicht? Johannes kneift ein Auge zu, sieht dadurch aber auch nicht besser als zuvor. Na egal, es wird schon alles seine Ordnung haben.

Leise vor sich hin summend, zupft er ein letztes Stengelchen Unkraut aus dem Beet. Trotz seiner 70 Lenze ist es für ihn Ehrensache, das Grab seiner Frau selbst zu pflegen. Schließlich fühlt er sich so fit und elastisch wie ein junger Hüpfer. Auf seine Gesundheit und auf sein gutes Aussehen bildet Johannes sich schon was ein. Wenn er an die Galerie bebrillter Glatzköpfe in seinem Bekanntenkreis denkt, kann er ein selbstgefälliges Lächeln nur schwer unterdrücken. Daß er daheim kaum noch das Datum auf dem Abreißkalender erkennen kann, braucht ja kein Mensch zu wissen – „So, Mariechen, dann bis zum nächsten Mal!“

Johannes blinzelt nochmals in Richtung Grabstein, dann greift er zur Gießkanne und marschiert von dannen. An der Haltestelle braucht er keine fünf Minuten zu warten, als auch schon sein Bus um die Ecke biegt. Johannes ergattert einen Sitzplatz vis-á-vis einer gutaussehenden Dame mittleren Alters. Unwillkürlich streicht er sein volles Silberhaar in Form und ist angenehm überrascht, daß nicht nur sein Lächeln, sondern auch sein freundlich interessierter Blick erwidert wird. Ja, es scheint, als könne die Dame gar nicht mehr die Augen von ihm wenden.

Johannes wird ganz schwindlig vor Stolz und Verwirrung. Die Tatsache, daß dieses bildschöne weibliche Wesen, das doch mindestens 20 Jahre jünger ist als er selbst, ihm dermaßen intensiv in die Augen schaut, das versetzt Johannes in eine gast euphorische Stimmung. Rosarote Wolken umhüllen ihn, lassen ihn seine Umgebung ganz vergessen.

Jäh wird er aus seinen Träumen gerissen, als der Bus – sein Tempo verlangsamend – die nächste Haltestelle ansteuert und seine Sitznachbarin nach ihrer Handtasche greift. Schon im Aufstehen begriffen, schenkt sie ihm ein letztes Lächeln: „Verzeihen Sie die Indiskretion – aber waren Sie schon beim Augenarzt?“

„Beim Augenarzt?“ wiederholt Johannes ganz verdattert. „Nun ja, mit dem grauen Star ist nicht zu spaßen. Und Ihre Pupillen sind schon ziemlich trüb. Ich weiß Bescheid, mein Vater hatte die gleichen Symptome.“ Ihr Lächeln wird noch eine Spur fürsorglicher: „In Ihrem Alter würde ich das Ganze nicht so tragisch nehmen. Wissen Sie, was der Arzt damals zu meinem Vater gesagt hat?“

„Wie sollte ich?“ murmelt Johannes mit letzter Kraft. Die schöne Dame tätschelt aufmunternd seinen Arm: „Er sagte: ‚Trösten Sie sich, das ist der ganz normale Greisenstar ...!‘“









Integration ist keine Einbahnstraße

Hessens Landesbeauftragter Friedrich zu Gast beim Hessischen Landeskriminalamt

Der Landesbeauftragte der Hessischen Landesregierung für Heimatvertriebene und Spätaussiedler, Rudolf Friedrich, hat sich beim Hessischen Landeskriminalamt über die Beteiligung von Spätaussiedlern an der allgemeinen Kriminalitätslage in Hessen informiert. An dem Gespräch nahmen der Präsident des Landeskriminalamtes Peter Raisch, Dr. Claudia Koch-Arzberger von der Kriminalistisch-Kriminologischen Forschungsstelle und Abteilungsleiter Stefan Müller teil. Der Landesbeauftragte wurde vom Referatsleiter im Hessischen Sozialministerium, Udo Röther, und seinem Büroleiter Georg Unkelbach begleitet.

Präsident Raisch begrüßte die Teilnehmer des Gespräches und gab einen Bericht zur aktuellen Lage der Spätaussiedlerdelinquenz in Hessen aus Sicht des Hessischen Landeskriminalamtes. Danach weist Hessen für das Jahr 2005 eine Beteiligung von Spätaussiedlern in Höhe von 13 857 Delikten an den gesamten aufgeklärten Fällen von 240 892 auf, welches einer Quote von 5,8 Prozent entspricht. Zusammenfassend könne derzeit grundsätzlich statistisch von keiner überdurchschnittlichen Beteiligung von Aussiedlern am allgemeinen Kriminalitätsgeschehen ausgegangen werden. Erhebungen im Bereich der Mehrfach-/Intensivtäter zeigten jedoch in bestimmten Regionen Hessens eine überproportionale Beteilung insbesondere junger Menschen dieser Bevölkerungsgruppe. Eine aktuelle Statistik des Fallaufkommens geklärter Fälle durch Aussiedler im Jahr 2005 zeige eine besondere Belastung im Vogelsbergkreis, im Schwalm-Eder-Kreis und im Kreis Waldeck-Frankenberg. Hier bedürfe es einer zielgruppenorientierten Kriminalprävention zur Verhinderung von Straftaten. Er stehe für eine Erörterung der Thematik gerne auch weiterhin zur Verfügung und überreichte dem Landesbeauftragten eine VHS-Kassette des Filmprojekts „Mondlandung“ mit Begleitheft und Umsetzungsempfehlungen des Programms Polizeiliche Kriminalprävention der Länder und des Bundes.


Meinungsaustausch im Hessischen Landeskriminalamt: Dr. Claudia Koch-Arzberger, Georg Unkelbach, Landesbeauftragter Rudolf Friedrich, LKA-Präsident Peter Raisch, Stefan Müller und Udo Röther (von links) Foto: PR

Landesbeauftragter Friedrich bedankte sich für das Zustandekommen des Meinungsaustausches und die überlassene VHS-Kassette. Als Landesbeauftragter für Heimatvertriebene und Spätaussiedler sei es seine Aufgabe, Informationsarbeit über Spätaussiedler zu betreiben und die Akzeptanz in der einheimischen Bevölkerung gegenüber Spätaussiedlern zu erhöhen. Er stelle bei vielen Begegnungen mit Spätaussiedlern immer wieder fest, daß eine negative Berichterstattung in der Presse die Eingliederung erheblich erschwere. Friedrich ging auf die Untersuchung des LKA Hamburg „Lagebild Spätaussiedler“ ein. Danach war die Beteiligung von Spätaussiedlern am Kriminalitätsgeschehen unter dem Durchschnitt der deutschen Bevölkerung und weit unter dem Durchschnitt der sonstigen Zuwanderungsgruppen. „Dies sind wichtige Informationen, die dazu dienen, das Negativbild der Rußlanddeutschen in der Öffentlichkeit zu revidieren“, so der Landesbeauftragte. Er bot weiter an, Kontakte mit der Deutschen Jugend aus Rußland und der Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland herzustellen, um besser an die jugendlichen Spätaussiedler heranzukommen. Nach seiner Auffassung sollte bei den vertrauensbildenden Maßnahmen in Erwägung gezogen werden, Spätaussiedler in den Freiwilligen Polizeidienst aufzunehmen.

Der im Hessischen Sozialministerium für die Spätaussiedler zuständige Referatsleiter Udo Röther berichtete über die am 1. Januar 2002 in Kraft getretene „Verordnung über die Aufnahme und vorläufige Unterbringung von Spätaussiedlern“. Die Verteilung auf die Gebietskörperschaften nach Quoten habe sich bewährt und Ungleichheiten bei der Verteilung beseitigt. Er wies auf die Schaffung beruflicher und sozialer Perspektiven durch Förderung ziel-

Medien in die Pflicht nehmen

gruppenorientierter Projekte und Bildungsmaßnahmen durch das Hessische Sozialministerium hin. Als Beispiele nannte er die Integrationsmaßnahmen und die Sprachförderangebote im Bereich Kindergärten.

Präsident Peter Raisch und Landesbeauftragter Rudolf Friedrich verständigten sich zum Schluß des Gespräches darauf, eine gemeinsame Veranstaltung zu diesem Thema in Nordhessen durchzuführen. Außerdem sollte darüber nachgedacht werden, in Nordhessen ein Projekt in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge zu initiieren. *EB*

»Laß uns sein Fell versaufen«

Jede Kultur hat ihre eigene Art mit dem Tod umzugehen

Von EVA PULTKE-SRADNICK

Die Tür zur ausgeräumten guten Stube öffnete sich ganz leise. Die beiden Kerzen, rechts und links zu Häupten des Fleischermeisters Waldemar Pilott, flackerten leise. Mariechen, die fünfjährige Enkelin, wollte sehen, ob der Opa auch wirklich tot war. Sie konnte es nicht glauben, weil sie ihm doch erst gestern gesagt hatte, daß er der beste Opa auf der ganzen Welt sei. Er hatte so nach seiner Art geschmunzelt und ihr dann über den Kopf gestrichen. „Bist ja auch mein kleiner Racker“, hatte er dabei gesagt.

Mariechen wußte schon, was richtig tot war. Da blieb man einfach so sitzen oder liegen und wurde dann ganz kalt und steif. Sie hatte es bei dem kleinen Guselchen, dem Gänschen, erlebt, und auch bei dem kleinen Spatz, der aus dem Nest gefallen oder geschubst worden war. Bei Wotan, dem alten Hofhund, wird es ähnlich gewesen sein. Papa hatte dann gesagt, daß der im Hundehimmel sei. Ob die beiden sich treffen würden? Mariechen lächelte: I wo doch, Opa war doch

Freiheit über den Wolken

im Menschenhimmel. So recht konnte sie es sich da oben nicht vorstellen, aber über den Wolken mußte ja ganz viel Platz sein.

Morgen sollte die Beerdigung sein; heute war Wachabend. Vor vielen Jahren hatte sich die Oma vom Johann Wiebereit mitten im Gesang aufgebäumt und entsetzt gefragt: „Wat moak ju da mött mi?“ Sie war nur scheintot gewesen! Jetzt kamen schon die ersten Nachbarn, allen voran Irmgard Semmelwitz und die Bäckerfamilie Junoleit. Es wurde voll in der guten Stube, alle sahen traurig aus und so, als ob sie sich an ihrem Gesangbuch festhielten.

Jeder wollte dem Toten noch einmal die Ehre geben. Vielleicht spürte er es noch, denn es ohne es zu merken, bei den Spukgeschichten gelandet. Das Halbdunkel im Kerzenschein erzeugte eine gewisse Spannung. Immer drehte es sich beim Erzählen um Tod und Sterben. So waren bei der Beerdigung des Bauern Willuweit seine beiden Pferde plötzlich stehengeblieben. Sie schnaubten mit geblähten Nüstern. So mußte der Sarg

> »Die Seele, ja, die hatte man gleich durch das geöffnete Fenster gelassen.«

war ja ein weiter Weg bis zum Herrgott. Die Seele, ja, die hatte man gleich durch das geöffnete Fenster gelassen. Alle Spiegel im Haus waren mit schwarzen Tüchern verhängt worden; bei aller Trauer mußte so vieles bedacht werden. Man saß zu beiden Seiten des Sarges, und die flackernden Kerzen, Licht und Schatten, ließen es manchmal so erscheinen, als ob der Tote lächelte.

Der Schmied Gustav Rabe hielt so was wie eine kleine Rede. Oma hielt sie für zu lang und meinte, man sollte jetzt mit dem Gesang beginnen. „Jesu geh voran“ schlug sie vor und danach „So nimm denn meine Hände“.

Waldemar lag im geschnitzten Eichensarg und trug das von Amanda selbst genähte, gefältete Sterbehemd. Den Ehering wollte sie ihm nicht abnehmen. Treue bis über den Tod. Alle wußten sie etwas Gutes über ihn zu sagen. Da war seine Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, sein guter Rat und sein stets gut gewogenes Stück Fleisch, dem er meistens noch ein bis zwei Knochen beilegte.

Nachdem man den Ritualen Genüge getan hatte, war man, schon vor dem Friedhofseingang heruntergehoben und getragen werden. Oder bei Perbandts Grete. Bei ihr war immer ein Skelett am Sarg mitgegangen. Gesehen hatte man es nicht, aber es hatte ganz fürchterlich mit seinen Knochen geklappert. Und nicht zu vergessen bei der Simoneitsche! Da soll doch der Tod vor dem Gespann gegangen sein. Der alte Schönerche wollte ihn gesehen haben und der hatte ja sowieso das zweite Gesicht. – Nach so einem Wachabend konnten die Frauen nicht schnell genug nach Hause kommen, fast beklemmten sie sich vor Furcht und Grauen noch den Rock in der Haustür.

Pfarrer Weißbaum hielt eine schöne Rede über Waldemars Leben, das von Anstand, Treue und Christentum geprägt war. Immer war er großzügig in der Kirchenkollekte gewesen, wollte aber nie genannt werden.

Lange weiße selbstgewebte Leichenhandtücher waren schon vorher unter den Sarg gelegt worden. Die Träger erfaßten sie jetzt und ließen den Sarg langsam hinab. „O Gottchen, jetzt jeht er auf ewig“, sagte die alte Lina viel zu laut. Alle Frauen weinten ein bißchen, standen, sich leise unterhaltend, noch ein Weilchen herum, um dann zum gebetenen Leichenschmaus zu gehen. Alle, die am Grab waren, waren auch eingeladen.

Zuerst gab es mal einen Schnaps, das war auch nötig nach all der Trauer. Zwei Frauen aus dem Nachbardorf hatten auf langen Tafeln gedeckt und reichlich Fleisch, Kartoffeln, Schmorund Sauerkohl und auch noch feines Gemüse gekocht. So hatte es sich der alte Fleischermeister gewünscht.

Man sollte später noch lange davon reden. Zwischendurch trank man immer wieder einen Bärenfang oder Korn und dabei kamen die Gemüter in Wallung. Da flog schon mal ein dröhnendes Lachen durch den Raum und fast vergaß man, warum man hier war.

Da wurden aus dem Stegreif Abschiedsverse auf den Verblichenen gemacht: „Waldemar Pi-

In bester Erinnerung an den Toten

lott, jetzt bist du tot, auf den Wohl, fahr wohl, fahr wohl. Prost.“ Oder: „So leb denn wohl, du alter Freund, du bist hinaufgefahren, wir kommen nach, sind dann vereint wie einst in all den Jahren.“

Amanda, die Witwe, machte ihrem Sohn ein Zeichen, daß er etwas zurückhaltender mit der Schnapsflasche sein sollte. Das Fell versaufen ja, das mußte sein, aber doch alles mit Anstand und Würde. Sie lächelte dabei wehmütig, wußte sie doch, daß es ihrem Mann gefallen hätte.

Ostseestrand

Der Zauber der Kurischen Nehrung

Von WILHELM VON HUMBOLDT

Die letzten Tage meiner Reise sind noch recht angenehm gewesen. Drei Tage immer am Ufer des Meeres. Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebenso gut als Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll. Ein schmaler Strich toten Sandes, an dem das Meer unaufhörlich an einer Seite anwütet, und den an der andern eine ruhige große Wasserfläche, das Haff, bespült. Die ödesten Sandhügel, die schrecklichsten traurigen Kiefern, die ganze Stunden lang, so weit man sehen kann, bloß aus dem Sande, ohne einen einzigen Grashalm emporwachsen, und nur oben durch die Luft zu leben scheinen, eine Stille und Leere selbst von Vögeln auf dem Lande, die dem Brausen des Meeres nicht zu übertäuben gibt, nur einzelne große Möwen, die am Ufer hinschweben. Dann auf einmal, aber freilich selten, eine ordentliche Oase (wie auch in den Landes von Bayonne, wenn du dich erinnerst), hübsche Wiesen, schöne Bäume, ein freundliches Dorf.

So fuhr ich fast 24 Stunden lang, einen Tag und eine mondhelle Nacht, immer mit einem Rade im Wasser. Die See war sehr bewegt, ohne eigentlich zu stürmen. Manchmal ist sie so schlimm, daß neulich die Wellen das Verdeck der Chaise eines Reisenden weggerissen haben.

Von der Nehrung reiste ich weiter der Küste nach bis Pillau. Hier sind die Ufer hoch und das Land innerhalb freundlich und fruchtbar, die grünen Wiesen gehen bis an die Küste an einigen, doch wenigen Stellen. Aber viel Dörfer, Hügel, die man hier schon Berge nennt, und einzelne Baumgruppen, auch einige große und schöne Waldungen von Eichen und Buchen, Nadelholz fast gar nicht.

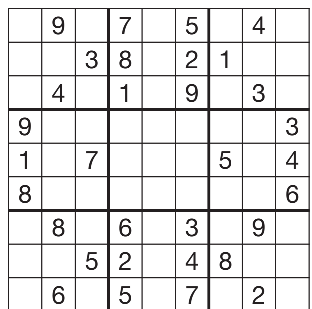
Ich blieb eine Nacht gerade an der Ecke der Küste in Dirschkeim, wo auf einer Art Vorgebirge eine Art Leuchte für die Seefahrenden ist, um die Klippen zu vermeiden.

Ich ging noch die Nacht allein an den Meeresstrand. Es war schrecklich stürmisch, aber der Mond kam unterbrochen zwischen den schwarzen Wolken hervor. Ich habe bis nach Mitternacht da gestanden. Es war ein sehr großes Schauspiel. Wie innig habe ich da deiner gedacht, holde teure Seele. Wie mich gesehnt durch die empörte Flut hindurch an die Küste hin, wo ich mit dir war. Ich werde die Nacht nie vergessen, sie ist das Größte und Schönste, was ich seit meiner Abreise von dir erlebt habe.

Aber wie eisig, wie dürftig, wie traurig ist dieser Meeresstrand, und selbst dies Meer. Es gibt auch hier echte Strandsteine, und die Prinzessinnen haben sich Perlen zu Halsbändern davon schleifen lassen. Aber wie selten, wie wenige; von dem ganzen, bunten, muschelvollen Strande des Mittelmeeres nicht die mindeste Spur. Ich habe mich todgesucht nach einer kleinen Muschel, wie Caroline eine zum Ohrring hat, aber umsonst. Immer dasselbe einförmige Exemplar einer ganz glatten, kalkartigen, elenden Muschel, und die noch meist zerbrochen. Nur die Wellen sind hier schön, die von der Fremde herkommen und nun anstürmen und wieder zurückdonnern. An dieser Küste findet man auch den meisten Bernstein, den schönsten in der Erde. Aber den meisten bringt die See. Männer gehen hinein und fischen mit Netzen das Seekraut. An diesen hängt er noch weich und verhärtet in der Luft. Wie er entsteht, weiß niemand.

Nebenbuhler · Name zweier Flüsse z. Rhein · stets beliebter Schlager · Höhepunkt, Glanzstück · schriftliches Gesuch, Petition · Reittier · Lehranstalt · Frauenname; Buch im A.T. · beharrlich, ausdauernd · Sprachelement · Ansteckung · Musik: Tongeschlecht · ein Europäer · Feuerkröte · Raubtier mit rötlichem Fell · Abkehr; Verhinderung · Zauberwurzel · Fluss zur Seine · Verfasser · englischer Artikel · aufstellen, erbauen · drahtlose Übertragungstechnik · Einfassung · rissig, uneben · Rauschgift · dt. Fußballtrainer (Sepp) · Oper von Flotow · jedoch, hingegen · Besitz, Vermögen · abwarten (sich ...) · südfranzösische Stadt · nieders. Stadt an der Unterelbe · Stadt im Sauerland (NRW) · Anhänger der Lehre Jesu · Vorname Eulenspiegels · engl. Haus-, Jagdhund · Stelzvogel, Adebar · reich befähigt · Schmelzgefäß · Hochschule, Fachschule · fast immer · Amerikanischer Nerz · in der gleichen Weise · Feldertrag · Mitgliedszahlung · Weltorganisation (Abk.) · franz. Kurort an der Riviera · elektr. Stromstärkemaß · Sagenkönigin von Sparta · rein, unberührt · Räuberin · Stadt in der Champagne · griechische Hauptstadt · Sportfischer · Bezahlung · eingedickter Fruchtsaft · männliche Biene · Mutter (Kosename) · Rand; Kleiderbesatz · Teil von Vietnam · ungar. Komponist (Béla) · großartig, unglaublich · Ansehen, Prestige, Bild (engl.) · Würzmittel für Speisen · Götze, Idol · viele Floskeln enthaltend · scharfer, klarer Denker · kleine Mahlzeit · Fleck; Zeichen · Seerose · engl. Anrede und Titel · eine Sauerkirsche · Grundform des Jazz · Wasservogel · Nadelbaum · biblischer König · Trinkgefäß · Unhold der nordischen Sage · übertrieben sparsam · Absage, Ablehnung · englische Schulstadt · Steigen und Fallen des Wassers · Schaden im Gewebe · Manuskriptprüfer · persönliches Fürwort · festlich essen · italienische Tonsilbe · Kfz-Zeichen Reutlingen · Haushaltsplan · ägyptische Göttin · Lohn beim Militär · italienisch: ja · Schifffahrtsunternehmen · Navigation · Feuchtigkeit

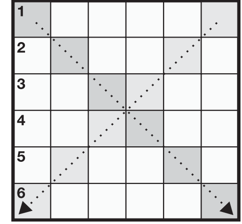
Sudoku



	9		7		5		4	
		3	8		2	1		
	4		1		9		3	
9								3
1		7				5		4
8								6
	8		6		3		9	
		5	2		4	8		
	6		5		7		2	

Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält.

Diagonalrätsel



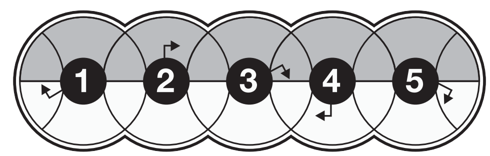
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Trinkgefäße.

1 Kreishalbmesser
2 dekoratives Plakat
3 Essen, Nahrung
4 schenken, darbringen
5 schwierig, gefährlich
6 Sprossenstiege

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte eine Veranstaltung.

1 Steigen der Börsenkurse, 2 körperliche Überbelastung, 3 Stadt östlich von Hannover (Niedersachsen), 4 chemisches Element, 5 Sportübung



So ist's richtig:

Diagonalrätsel: 1. Radius, 2. Poster, 3. Speise, 4. widmen, 5. heikel, 6. Leiter – Roemer, Seidel

Kreiskette: 1. Hausse, 2. Stress, 3. Lehrte, 4. Tellur, 5. Sprung – Ausstellung

Sudoku:

2	9	1	7	3	5	6	4	8
6	7	3	8	4	2	1	5	9
5	4	8	1	6	9	7	3	2
9	5	6	4	7	8	2	1	3
1	3	7	9	2	6	5	8	4
8	2	4	3	5	1	9	7	6
7	8	2	6	1	3	4	9	5
3	1	5	2	9	4	8	6	7
4	6	9	5	8	7	3	2	1

Wehe, schlechte Nachrichten

Serie: Die Geschichte der Kommunikation / Teil I

Von Klaus J. Groth

Mit Handy wäre das nicht passiert! Der heimgekehrte Columbus erholte sich bereits seit vier Monaten von den Strapazen der Entdeckung Amerikas, als ein Arzt aus Nürnberg im Juli 1493 König Johann II. von Portugal schrieb, seiner Berechnung nach genügten wenige Tage, um über das Meer nach China zu gelangen. Keine Ahnung hatte der Mann. Amerika war ihm in die Quere gekommen. Aber bis in die weltoffene Handelsstadt Nürnberg war die Kunde noch nicht gedrungen.

Machte sich heute noch einmal ein Columbus auf, einen Seeweg nach Indien zu finden, die Nachricht von der Entdeckung Amerikas ginge schneller um die Welt, als der Kapitän sie ins Logbuch eintragen könnte. Natürlich sponserte eine Medienanstalt die Karavelle und setzte ihr Logo auf die Segel. Von jedem Tag auf See kämen die Bilder via Satellit auf den Fernsehschirm. Und wenn dann das unbekannte Land auftauchte, wären nicht Forscher oder Seeleute zuerst am Strand, sondern ein Kamerateam samt Parabolantenne, um live die Landung in Amerika rund um den Erdball zu senden.

Das Ohr in jeder Lebenslage am Handy, die zappende Hand an der Fernbedienung, die Gedanken auf der Datenautobahn, vernetzt und verkabelt, sind wir in das Kommunikationszeitalter gerutscht.

Kulturpessimisten warnen vor Verarmung und Vereinsamung der Gesellschaft. Ihr Schreckensszenario sperrt den künftigen Multimedia-Menschen in seinen eigenen vier Wänden ein. Er wird dort lernen, arbeiten, einkaufen, seine Gesundheit checken und sich unterhalten lassen, Schwätzchen halten und wenn er Lust darauf verspürt, virtuell Fernsex treiben. Alles via PC. Einen Rechner und einen Bildschirm, mehr braucht der Mensch nicht.

Allerdings muß er lernen, neue Techniken zu beherrschen, sie für seine Zwecke zu nutzen. Doch keine Sorge, der Mensch lernt rasch. Kaum vorstellbar, daß vor gerade einmal zehn Jahren Experten eine scharfe Trennlinie in der Kommunikationstechnologie ausmachten. Die wurde folgendermaßen beschrieben: Über 65jährige können kaum ein Video bedienen, über 50jährige haben Probleme mit dem PC, über 40jährige finden keinen Zugang zum Netzwerk, 30jährige scheitern an schnellen Computerspielen. Die 20jährigen allerdings nutzen den Computer, um sich zu verabreden.

Inzwischen darf man diese Auflistung getrost vergessen. Die Jüngeren sind mit dem PC älter geworden – und die Älteren haben gelernt.

Das Schlimmste haben wir sowieso längst hinter uns – eine der kompliziertesten Leistungen, die der Mensch jemals bewältigte und die noch heute jeder beim Start ins Leben vollbringt: das Erlernen der Sprache. Nicht der Computersprache, sondern der menschlichen Sprache. Information beginnt mit Sprache, mit dem komplizierten Umsetzen von Begriffen und Tätigkeiten in abstrakte Laute, mit der Aneinanderreihung solcher Laute. Und noch komplizierter wird es bei der Umsetzung der Laute in Zeichen, in Buchstaben und Zahlen. Nur damit lassen sich Informationen speichern und ohne direkten Kontakt zwischen Absender und Empfänger weitergeben.

Es ist ein permanentes Ver- und Entschlüsseln. Kommunikation ist Sprache und Schrift – und jede Menge Hilfsmittel.

Es war ein langer Weg von der Bilderschrift der Ägypter über die Keilschriften der Babylonier und der Assyrer bis zur perfekten Abstraktion der 24 Buchstaben unseres Alphabets. Dahinter stand stets der Wunsch, Mitteilung zu machen, das Verlangen, Informationen zu erhalten. Und nach Möglichkeit schneller als andere.

Zur Weitergabe von Informationen in schlichtester Form genügen Hände und Füße. Auch damit kann man reden. Wer mehr mitzuteilen hat – und das über weite Wege und ohne persönliche Anwesenheit – ersinnt Informationssysteme. An deren Anfang standen nicht ARD und NBC, aber sehr früh schon Lichtpunkte und Tonsignale. Babylonier und Perser,

Kommunikation ist Sprache und Schrift – und jede Menge Hilfsmittel

Chinesen und Indianer gaben Nachrichten mit Fackeln und Trommeln weiter. Das war schon Forschritt und Entwicklung.

Am Anfang wanderten die Botschaften mit den Boten. Sie waren die ersten Nachrichtenträger. Die Ägypter richteten feste Botenlinien ein. Die Perser organisierten einen Stafettenkurs, der selbst bei Nacht unterwegs war. Oder sie stellten Ketten von Rufposten auf, die sich die Nachricht stimmgewaltig zuriefen.

Die Griechen setzten Hemerodromen (Tagläufer) ein. Das griechische Botenwesen war zwar nicht so beeindruckend organisiert wie das der Perser, aber von allen Boten guter und schlechter Nachrichten stellen die Griechen den berühmtesten: den Läufer von Marathon. Er brachte 490 v. Chr. die Nachricht vom Sieg Miltiades über die Perser nach Athen. Es war eine gute Nachricht, und er bezahlte dafür doch mit dem Leben. Zu schnell war er mit der freudigen Botschaft gerannt. Immerhin, er kam zu Nachruhm. Überbringer schlechter Nachrichten kennen den nicht, Hiob ausgenommen. Aber dessen Botschaften stehen in Verruf.

Die Römer bauten gute Straßen. Die nutzten die Feldherren und die Boten. Ausreichend mit Möglichkeiten zum Wechseln der Pferde versehen, konnten auf dem cursus publicus innerhalb von 24 Stunden mehr als 300 Kilometer zurückgelegt werden. Als später dann das Straßensystem in den cursus clabularis für die Frachten und den cursus celer für den Schnellverkehr aufgeteilt wurde, blieb der cursus celer für private Boten gesperrt. Expreß-Information behielten sich die Herrscher Roms vor. Die Verlockung zur Einrichtung eines staatlichen Nachrichtenmonopols war stets sehr groß und hat in Dutzenden von

Mit der Antike erlosch offenbar auch das Bedürfnis nach Kommunikation

Varianten die Jahrhunderte überdauert.

Mit der Antike erlosch offenbar auch das Bedürfnis nach Kommunikation. Die römischen Straßen verfielen. Man bedurfte ihrer nicht. Der Expreß-Läufer auch nicht. Ein paar Boten, die gelegentlich von Fürst zu Fürst trabten, genügten der Mitteilsamkeit offenbar. Wanderkaufleute und fahrendes Volk erzählten von der Welt rundum, mehr oder minder verläßlich. Nachprüfen konnte es ohnehin niemand. Wer ausnahmsweise wirklich etwas mitzuteilen hatte, sandte im Bedarfsfall eigene Boten aus – die Städte, die Klöster, die Ämter, alle trauten nur ihren eigenen Botschaftern.

Läufer lebten gefährlich. Sie wurden mit der Nachricht abgefangen, sie wurden beraubt. Boten der Antike vermachten ihren Kindern das Erbe, bevor sie aufbrachen. Niemand konnte sicher sein, daß Bote und Nachricht den Empfänger unbeschadet erreichen würden. Die Römer machten sich erst gar nicht selbst auf den Weg. Botendienst war bei ihnen Sklavenarbeit.

Die Klage über verlorengegangene Kuriere gehörte zum mittelalterlichen Alltag. Eine hansische Empfehlung aus dem Jahr 1399 lautete: „Besser breve ez twe, een to watere, dy ander to lande: off dy ene vorloren worde, dat dy ander jo vort queme." Wer nicht zur Sicherheit einen Boten zu Wasser und einen zu Lande senden wollte, gab unter Umständen mehrere Briefe gleichen Inhalts an einen Empfänger auf. Der Lübecker Kaufmann Hildebrand Veckinchusen schickte unter dem Datum des 29. Juni 1419 gleich vier Briefe an seine Frau. Wider Erwarten erreichten alle vier Briefe die Empfängerin in Lübeck.

Etwas Zuverlässigkeit brachte die Einrichtung fester Botenlinien. Die wichtigste Route zur Zeit der Hanse verlief über Brügge / Antwerpen–Köln–Hamburg–Lübeck–Danzig–Riga–Reval. „Willem de loeper" bediente die Strecke Brügge–Köln, während ein Bote namens Hinrich von Brügge bis Lübeck und gelegentlich darüber hinaus bis Livland lief.

Neue Botenlinien mit festen Abgangszeiten kamen hinzu, Botenordnungen sollten für mehr Verläßlichkeit sorgen. Veckinchusen, der Vierfachschreiber, mußte noch mit einer Transportzeit von Brügge nach Lübeck von elf bis 20 Tagen im Sommer rechnen. 200 Jahre später benötigte ein Brief auf dem Weg nur noch acht Tage. Und als alles noch besser und noch perfekter organisiert war, griff Thurn und Taxis nach dem Monopol. Die Hansestädte wehrten sich heftig, denn inzwischen verdienten sie mit der Kommunikation via Botendiensten viel Geld. Doch alles Sträuben half nichts. Ab ging die Post.

Während sich die Boten des europäischen Mittelalters über schlammige Wege mühten, vervollkommnete der Orient ein seit altersher bekanntes System geflügelter Boten: Den Einsatz von Brieftauben. 1171 wurde unter Sultan Nur-Ed-Din ein Brieftauben-Liniendienst über dem Vorderen Orient eingerichtet. In der staatlichen Brieftaubenzucht in Kairo flatterten bis zu 2000 gefiederte Boten. Im 15. Jahrhundert wurden staatliche Nachrichten über feste Brieftaubenlinien befördert. Alle 100 Kilometer gab es darauf Stationen. So war die Strecke Kairo–Damaskus in zwölf Abschnitte eingeteilt. Inder, Chinesen, Phönizier, Ägypter, Sumerer und Assyrer wissen vermutlich schon seit 3000 Jahren um die Fähigkeiten der Tauben als fliegende Boten. Homer berichtet von griechischen Städten, in denen Tauben in großem Umfang gezüchtet wurden. Tauben trugen aus Olympia die Botschaft von den Siegen in die Heimatorte der Athleten.

In Europa entdeckte man ihre Dienste erst am Ende des Mittelalters. Die großen Handelshäuser der Neuzeit bedienten sich ihrer, die Börsen, die Zeitungsredaktionen, die Nachrichtenabteilungen der Heere. Und selbst als die Telegrafie ihren Kinderschuhen entwuchs, flatterten noch die Tauben kommunikativ. Die Väter der Telegrafie ließen sie sogar für sich aufsteigen, um die Leistungsfähigkeit ihrer Erfindung unter Beweis zu stellen.

Lesen Sie in der nächsten Folge: Depeschen von Feuer und Wasser.

Ein Postbote bei der Arbeit: Im Heiligen Reich während des 18. Jahrhunderts Foto: Archiv

Angebliche Tagebücher von Benito Mussolini

In Italien sind angebliche Tagebücher Benito Mussolinis aufgetaucht. Marcello Dell'Utri, der für die „Forza Italia" im italienischen Senat sitzt, hat die Aufzeichnungen publik gemacht. „Ich bin von den Kindern eines der Partisanen kontaktiert worden, die den Duce 1945 in Dongo festnahmen. Er hatte fünf handgeschriebene Notizbücher von Mussolini aufbewahrt", beantwortet der Senator die sich aufdrängende Frage, wie er an das Material gekommen ist.

Die angeblichen Tagebücher sind geeignet, das bisherige Image des italienischen Diktators in der Öffentlichkeit zu verbessern. So heißt es in den Büchern kritisch über das Dritte Reich: „Die Deutschen schrauben ihre Forderungen immer höher, diese Hunde. Sie wollen nichts als den Krieg und basta. Ich kann ihnen nur brennende Niederlagen ohne Ende wünschen." Mussolini kommt in den Texten als ein Mann rüber, dem Hitler unheimlich und dessen Außenpolitik zu aggressiv war. Doch nicht nur diese Einstellung gegenüber dem nördlichen Nachbarn ist geeignet, Mussolinis Bild in der Öffentlichkeit zu erhellen. Vielmehr erscheint er auf den Seiten als ein Mensch voller Witz, Charme und Eloquenz. Und wenn denn einmal Charakterschwächen deutlich werden, dann sind sie doch so menschlich, daß sie den Italiener erst recht sympathisch erscheinen lassen.

Angesichts dieser Situation ist die Interessenlage eindeutig und die politische Front vorgegeben. Die Diskussion um die Echtheit der Tagebücher ist also nicht nur eine nüchtern wissenschaftliche, sondern auch eine politische. So ist denn die neben Dell'Utri vehementeste Vertreterin der These

Zweifel sind begründet

von der Echtheit der Tagebücher die als neofaschistisch eingestufte Enkelin des Diktators Alessandra Mussolini: „Die Tagebücher sind wahr und eine schöne und bewegende Entdeckung, die einen anderen Benito zeigt."

Nun wäre es allerdings undifferenziert, jeden Zweifler an der Echtheit der Bücher nur deshalb als Antifaschisten zu betrachten. Vielmehr gibt es Ungereimtheiten, die über die politischen Grenzen hinweg zur Skepsis Anlaß geben sollten. So ist erklärungsbedürftig, warum der angebliche Sohn eines Partisans, von dem Dell'Utri die Bücher bekommen haben will, anonym bleiben möchte. Immerhin sieht sich der heutige italienische Staat – ähnlich wie der deutsche – in der Tradition des Widerstandes und nicht des Faschismus. Irritierend ist auch, daß der Diktator seine angeblich aus den Jahren 1935 bis 1939 – also vom Höhepunkt seiner Macht – stammenden Aufzeichnungen ausgerechnet auf Papier des Roten Kreuzes geschrieben haben soll. Laut der italienischen Zeitung „L'Espresso" sind neben Graphologen auch Historiker und Zeitzeugen übereinstimmend zu dem Ergebnis gekommen, daß es sich um Fälschungen handele. So enthalte der Text Fehler bei Namen, Daten und zeitlichen Abfolgen, die Mussolini nicht hätten unterlaufen können.

„Seit 1990 werden solche Tagebücher angeboten. Alle auf Rotkreuzpapier geschrieben", wird Lutz Klinkhammer vom Deutschen Historischen Institut in Rom zitiert. Sollte sich der Verdacht bestätigen, daß es sich bei den jetzt präsentierten um die Bücher von damals handelt, wäre das Urteil klar. Die damaligen gelten nämlich als Fälschung entlarvt. *M. R.*

MELDUNGEN

»Weimar klassisch«

Weimar – Dort wo Goethe lebte und speiste, Schiller wirkungsmächtig war, von Nietzsche das Archiv zu besichtigen ist, das Bauhaus seinen Ursprung hatte und die erste deutsche Republik ihren Namen holte – nach Weimar geht vom 13. bis 16. Mai 2007 die Studienfahrt der Staats- und Wirtschaftspolitischen Gesellschaft. An- und Abreiseorte per Bus sind Kiel, Hamburg und Hannover. In Weimar ist alles „fußläufig“ und ohne Hektik vom historischen „SWG-Übernachtungs“-Hotel „Elephant“ erreichbar. Der Preis beträgt pro Person im DZ 525 Euro und im EZ 599 Euro. Nachfragen und Anmeldungen unter: SWG-Studienfahrten, Postfach 113 118, 20431 Hamburg.

Reiten durch Ostpreußen

Havelland – Die Wanderreiter aus dem Havelland veranstalten vom 13. Juli bis 7. Oktober den Ritt „Auf den Spuren von Marion Gräfin Dönhoff“. An der achtwöchigen Tour kann auch in Teilstrecken teilgenommen werden. Daneben führt das Programm „Auf Pilgerpfaden nach Santiago de Compostela“ (7. Mai bis 17. Juni) und durch die hügelige Drôme in Südfrankreich mit ihren kulinarischen Genüssen (13. bis 21. Oktober). Eine ganze Palette von Halb- bis Vier-Tagesritten durch die stillen Weiten der Brandenburger Landschaften runden das Angebot ab. Sabine Zukkmantel und Ulf Steinfurt, Telefon (0 33 04) 25 32 28, www.wanderreiten-havelland.de *H. S.*

Märchen und Legenden

Konstanz – Vom 28. April bis 28. Mai verwandelt sich die Bodenseeregion in ein großes, internationales Festivalgelände. In vielen Städten und Gemeinden Deutschlands, Österreichs und der Schweiz präsentiert das Internationale Bodenseefestival Veranstaltungen unter dem Motto „Märchen, Mythen und Legenden“. Das Festivalprogramm bindet Konzerte, Theateraufführungen, Ballettabende, Lesungen und Ausstellungen. *ddp*

Kreuzritterromantik am Mittelmeer

Der Crac des Chevaliers, eine Festung der Johanniter aus dem 12. Jahrhundert, lockt Deutsche nach Syrien

Von Cornelia Höhling

Sie kamen als Herolde Christi, wie Papst Urban II. es wollte, und besetzten Ende des 11. Jahrhunderts die syrische Mittelmeerküste. Kreuzritterromantik begeistert, seit aus blutigem Ernst verklärte Geschichte geworden ist. Sie lebt in den alten Ordensburgen der Levante fort. Einst uneinnehmbarer als Adlerhorste, werden sie heute von Touristen gestürmt.

Eindrucksvollster Zeuge des damaligen Festungsbaus ist der Crac des Chevaliers, seit 2006 Nummer 1229 in der Unesco-Weltkulturerbeliste.

Bevor sich jeden Tag aufs neue der Parkplatz vor dem Osttor mit Besucherbussen füllt, durchforsten Wissenschaftler die Kreuzfahrerburg. Gerade brachte das Team um Thomas Biller ein Buch über die Baugeschichte des Crac auf den deutschen Markt. Zahlreiche neue Erkenntnisse überholen das bisherige Standardwerk aus der französischen Mandatszeit von 1934.

„Ein Bauwerk, das keineswegs nur Fachleute fasziniert“, meint der Experte aus Berlin. Syrien sei zwar weit davon entfernt, Massentourismus anzuziehen. Aber der Crac gehöre fest in das Programm der Bildungs- und Kulturreisenden, die das geschichtsträchtige Land mit seinen über 300 hochkarätigen archäologischen Stätten anlockt.

Auch für die Touristen der Kreuzfahrtschiffe, die bei Tartus vor Anker gehen, ist die Burg im Hinterland der zweitgrößten syrischen Hafenstadt ein obligatorisches Ausflugsziel.

Aus Homs kommend, erreicht man den Crac nach etwa 60 Kilometern. Majestätisch erhebt er sich auf dem 755 Meter hohen Gipfel des Dschebel Khalil, dem südlichsten Ausläufer des Ansariye-Gebirges.

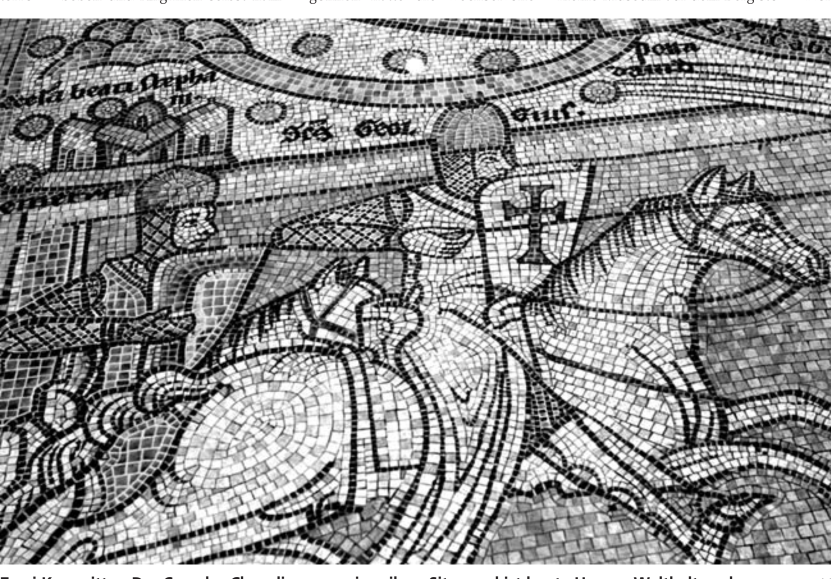
Die Besichtigung der Burganlage führt durch Wehrgänge vorbei an Fallgittern und Schießscharten, Rittersaal und Wasserzisternen. Über breite Stufen gelangt man in die Oberburg, über Wendeltreppen in die Türme. Gut 2000 Soldaten fanden in der Festung Platz.

Spätestens der Anblick fünf Meter dicker Tore gibt eine Vorstellung, wie sie das von den Johannitern seit 1142 ausgebaute Bollwerk erfolgreich verteidigten. Erdbeben und Angriffen selbst namhafter Belagerer wie der Sultane Nureddin (1163) und Saladin (1188) hielt es stand.

Erst 1271 konnte Baibars den Crac erobern, woran eine von zwei Löwen umrahmte arabische Inschrift erinnert. Der Mamelukkensultan ließ die Kapelle, die im Unterschied zu den gotischen Fensterbogen noch stark romanische Züge trägt, in eine Moschee umwandeln. Das einzige Hotel in der Nähe trägt seinen Namen. Begonnen hatte die wechselvolle Burggeschichte mit dem Bau einer kleinen Festung, „Burg am Hang“ oder „Burg der Kurden“ (arabisch: akrad) genannt, weil der Emir von Homs hier 1031 eine kurdische Garnison stationierte. „Die Bezeichnung Crac ist umstritten“, sagt Biller. Sie könnte sich auch aus dem syrisch-aramäischen Wort für Festung ableiten.

Die ständig wachsende Besucherzahl habe dem Baudenkmal bisher nicht geschadet. Auch das kleine Museum auf dem Berg störe nicht. Aber die Restaurants, die sich in den steileren Hang hineinducken, seien schon in bedrohliche Nähe gerückt.

Was den Archäologen ein Dorn im Auge ist, begrüßen die Besucher. Schließlich bekommen sie hier eine Kostprobe der levantinischen Küche. Und das überwältigende Panorama von Burgfried und Zinnen aus bleibt unbeeinträchtigt. Nur 35 Kilometer Luftlinie entfernt rauscht das Meer. Im Norden läßt sich der Gipfel eines Ausläufers der Alawiten-Bergkette erkennen.



Zwei Kreuzritter: Der Crac des Chevaliers war einer ihrer Sitze und ist heute Unesco-Weltkulturerbe. Foto: ddp

Ein Ausflug in die Alawitenberge führt in den grünsten Teil Syriens. Dort ist es ein leichtes, mehrere Stunden durch schattige Gebirgswälder zu wandern. Ziel könnten neben der römischen Ruine Hosn Suleiman weitere Festungen der Kreuzfahrer sein.

Wie schon der Crac ist auch die 1188 von Saladin eingenommene Saladinsburg auf ihre Art einmalig. Denn sie duckt sich 30 Kilometer östlich der Hafenstadt Lattakia auf einem von drei natürlichen Schluchten begrenzten Bergrücken. Die vierte wurde mühsam in den Fels gehauen.

Vor dem Weg zur nächsten Festung lohnt ein Abstecher nach Ugarit.

Immerhin wurde an diesem antiken Handelsknotenpunkt am Meer bei Ausgrabungen unter anderem ein Tontafelarchiv mit dem ersten Alphabet der Menschheitsgeschichte entdeckt. Weiter südlich, zwischen Lattakia und Tartus erhebt sich dann auf einem erloschenen Vulkan in 500 Meter Höhe die Qala'at Marqab. Von dieser aus dem dunklen Basalt der Gegend erbauten Festung ließ sich die Küstenstraße in das Heilige Land überwachen. Im 11. Jahrhundert von den Arabern gegründet, verdankt sie ihre gewaltige Dimension ebenfalls dem Johanniterorden, der sie erst 1285 an den Mameluckensultan Qalawun verlor.

Wer bei all der Kreuzritterromantik schon Kampfgetöse zu hören glaubt, ist einer Sinnestäuschung erlegen. Bei dem vermeintlichen Pferdegetrappel und Säbelgerassel handelt es sich allenfalls um das Dröhnen der Norias. Weiter landeinwärts bei Hama drehen sich die für diese Gegend seit biblischen Zeiten typischen Wasserräder am Orontes wie eh und je mit mächtigem Knarren.

Reisen nach Syrien

Als „Heiliges Land“ galt für Christen wie für Juden das Land am Jordan zwischen Totem Meer und See Genezareth. Das sich nördlich anschließende Gebiet bis hinter Antiochia wurde als „Syrien“ bezeichnet. Als Folge des ersten Kreuzzuges (1096–99) waren im Küstengebiet des östlichen Mittelmeeres vier christliche Fürstentümer beziehungsweise Grafschaften entstanden, darunter Tripolis, zu dem der Crac des Chevaliers gehörte.

Das heutige Syrien grenzt an fünf Länder: im Norden an die Türkei, im Osten an den Irak, im Westen an Libanon und Israel und im Süden an Jordanien. Die Landschaft umfaßt einen langen Küstenstreifen am Mittelmeer und eine hügelige Berglandschaft, fruchtbare Täler, Ebenen und Steppen. Der Euphrat durchquert das Land über eine Länge von zirka 600 Kilometern. (Buchtip: „Der Crac des Chevaliers – Die Baugeschichte einer Ordensburg“)

Syrien ist ein sicheres Reiseland. Auch als Frau bleibt man zu jeder Tages- und Nachtzeit unbehelligt. Man sollte aber vor allem bei der Kleidung die Landessitten beachten.

Klima: Die beste Reisezeit sind die Monate April und Mai sowie September bis November. Das Mittelmeerklima beschert trockene, heiße Sommer bei Temperaturen um 30 bis 35 Grad Celsius. Im Winter ist es verhältnismäßig kalt, aber die Temperaturen erreichen auch da um die 20 Grad. Regen fällt nur in den Wintermonaten.

Weitere Informationen: www.syriatourism.org, www.syrianembassy.de, Syrische Botschaft, Rauchstraße 25, 10787 Berlin, Telefon (0 30) 50 17 70.

Eltern allein zu Haus

Wenn Kinder in den Ferien auf Solopfaden wandern – Es gibt viele Gründe, warum der Nachwuchs allein verreist

Die Gründe, warum Kinder allein in die Ferien starten, sind unterschiedlich: Mal können die Eltern nicht weg, mal finden Teenager es einfach öde, mit ihnen zu verreisen. Und machen eigene Pläne.

Wenn es dann mit der besten Freundin und deren Eltern oder mit Verwandten in den Urlaub geht, ist das noch eher unproblematisch. Schwieriger wird es, wenn die Kinder allein an einer organisierten Reise teilnehmen oder sogar nur mit Freunden aufbrechen wollen.

„Es ist schwer, einem 16jährigen Teenager zu verbieten, mit Freunden loszuziehen. Allerdings sollten zwischen Eltern und Kindern klare Vereinbarungen für die Reise getroffen werden“, rät Jens-Dieter Kosmale vom Bundesforum Kinder- und Jugendreisen in Berlin. Dazu können regelmäßige Anrufe gehören oder eine vorbereitete Route mit gebuchten Zimmern in Jugendherbergen.

Der Wunsch, einmal etwas anderes als den üblichen Familienurlaub zu machen, entsteht oft mit Beginn der Pubertät. „Wir haben in einer Untersuchung herausgefunden, daß erst Kinder im Alter von etwa zwölf Jahren genauso gerne mit ihren Freunden wie mit ihren Eltern verreisen“, sagt Kosmale. Bei jüngeren Kindern sind es meistens die Eltern, die den Solo-Urlaub für das Kind entscheiden. Oft, weil sie selbst nicht fahren können. Auch das muß kein Problem sein, wenn man einige Ratschläge beherzigt. So sollte das Kind unbedingt in die Planung mit einbezogen werden, die Reise nur wenige Tage dauern und möglichst in den Nahbereich führen, denn: „Wenn das Kind erstmal in Spanien ist und sich total unwohl fühlt, kann man nicht mehr viel machen.“ Vor allem Heimweh kann für Kinder ein großes Problem sein, wenn plötzlich keine Bezugsperson mehr da ist. Im schlimmsten Fall verstehen die Kleinen nicht, warum sie allein weg müssen, und fühlen sich abgeschoben: „Das kann zu Verlustängsten führen. Kinder sollten daher nicht jünger als sechs Jahre sein, wenn sie das erste Mal allein verreisen.“



Pfadfinder unterwegs: Geschlafen wird im Zeltlager. Foto: ddp

Es gibt einige Reiseveranstalter, die sich auf Kinder- und Jugendreisen spezialisiert haben. Aber auch kirchliche Anbieter haben mehr als das klassische Ferienlager im Programm. Es gibt Badeurlaub, Sportreisen, Gemeinschaftsdienste, Abenteuercamps, Kinder können Delphinen begegnen oder Sprachen lernen.

„Vor allem Ferienkurse, in denen Kinder fürs Leben lernen, sind bei Eltern sehr beliebt“, weiß Kosmale. Jedoch sehen das die Kinder oft anders. Da heißt es Kompromisse finden: „In den Ferien sollte nicht die Schule fortgeführt werden, und Eltern sollten nicht zu hohe Erwartungen an den Sprößling haben.“ Das richtige Angebot zu finden, ist nicht leicht. Da hilft es, sich erst mal an den Hobbys des Nachwuchses zu orientieren. Ein kleiner Fußballfan wird in einem Fußballcamp sicher nicht so schnell Heimweh bekommen.

Schwieriger ist es, die Qualität des Veranstalters zu beurteilen: „Wichtig ist, daß die Eltern möglichst viele Informationen bekommen: wer die Betreuer sind, über Programmablauf, Unterkunft, Verpflegung und die Erreichbarkeit vor Ort“, sagt Kosmale. Und auch, ob es eine Aufbewahrungsmöglichkeit für das Taschengeld gibt. Von dem manche Kinder viel zu viel mithaben: „Manchmal genauso viel, wie die Reise gekostet hat.“ Besser ist es, den Veranstalter zu fragen, wieviel Taschengeld mindestens gebraucht wird. Und dann auf seinen Rat und seine Erfahrung zu vertrauen. *ddp*

Weitere Informationen und Qualitätskriterien für Kinder- und Jugendreisen gibt es auf den Internetseiten des Bundesforums www.bundesforum.de.

SUPER-ABOPRÄMIE

für ein Jahresabo der



Wolfgang Korall, Ernst- Otto Luthardt
Ostpreußen- Gestern und Heute

Über 240 Bilder zeigen Ostpreußen in seiner ganzen Vielfalt. Sechs Spezialthemen berichten über den berühmten Astronom und Mathematiker Nicolaus Copernicus, den Oberländischen Kanal, Bernstein - das Gold der Ostsee die Wolfsschanze. Ein Bildteil mit alten Schwarz-Weiß-Bildern von 48 Seiten führt zurück in die Zeit, als Ostpreußen noch nicht zerstört war und Königsberg eine lebendige Großstadt mit zahlreichen Sehenswürdigkeiten. Geb., 208 Seiten, ca. 300 Abb., Format: 24 x 30 cm

3 x Ostpreußen für Sie als Geschenk

Unser wertvolles Ostpreußen-Paket mit diesem schönen Buch und den beiden DVDs

3 x Ostpreußen für Sie

Schatzkästchen Ostpreußen, Doppel-DVD

Das „Schatzkästchen Ostpreußen" präsentiert die umfangreichste Sammlung alter Filme aus Ostpreußen.
Die 17 Dokumentarfilme wurden in den Jahren zwischen 1920 und 1945 gedreht:
Freuen Sie sich auf ein Wiedersehen mit alten Filmen, die seit Jahren nicht mehr zu sehen waren, und entdecken Sie völlig unbekannte Filmstreifen, die erst jetzt aus einem bislang verschlossenen Archiv der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können.
Alle Filme sind ungekürzt in der ursprünglichen Bild- und Tonfassung, um den authentischen Charakter zu bewahren. Auf eine Kommentierung aus heutiger Sicht oder neu gedrehtes Filmmaterial wurde verzichtet.
Als Extra bietet die Doppel-DVD den Film „Ostpreußen-Flieger", der die Geschichte des Segelfliegens auf der Kurischen Nehrung erzählt, sowie den Bonusfilm „Segelfliegerlager Leba".
Laufzeit: 195 Minuten + 126 Minuten Bonusfilme



Mit Bonusfilm Ostpreußen- Flieger

Ostpreußen: Reise in ein fremdgewordenes Land / Ermland und Masuren -

"Ostpreußen - Reise in ein fremdgewordenes Land": Eine Reise in das nördliche Ostpreußen ist heute eine Reise nach Russland und Litauen. Noch vor zehn Jahren war der Weg nach Königsberg nur mit besonderer Genehmigung möglich. "Ostpreußen - Ermland und Masuren": Der Film zeigt die wichtigsten Orte mit ihren schönsten Sehenswürdigkeiten.
Die Reise führt über Allenstein, das "Gut Gartenpungel", über Nikolaiken, Mohrungen, Sorquitten, das Kloster "Heilige Linde", Hohenstein, Elbing, Marienburg, Frauenburg und zur ehemaligen Bunkeranlage "Wolfschanze" in Rastenburg.

Bonusfilm: "Ostpreußen - Reise in die Vergangenheit" - Der Film zeigt in wunderschönen historischen Aufnahmen aus den 30er und 40er Jahren Ostpreußen wie es einmal war: das Torfmoor bei Tawellingken, Felder und Siedlungen bei Trapphöhnen, der Hafen von Memel, die Ostmesse in Königsberg, der Oberländische Kanal, der verlandende Drausen-See, Flößer bei der Arbeit u.v.m.

Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt
Immanuel Kant und seine Sternstunden

Lesen Sie die Preußische Allgemeine Zeitung

- **Informationen**, die Hintergründe aufzeigen.
- **Themen**, die Sie woanders nicht lesen.
- **Kommentare**, die aussprechen, was andere verschweigen.

ANTWORT COUPON

Einfach absenden an:
Preußische Allgemeine Zeitung
Parkallee 84/86
20144 Hamburg
oder am schnellsten per
SERVICE-TELEFON bestellen
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung von der nächsten erreichbaren Ausgabe an für mindestens 1 Jahr und zusätzlich das Preußen-Paket für z.Zt. nur EUR 99,60 im Jahr (inkl. Versandkosten). Mit dem Bezug der Preußischen Allgemeinen Zeitung werde ich gleichzeitig Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis. Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Im letzten halben Jahr waren weder ich noch eine andere Person aus meinem Haushalt Abonnent der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

☒ Ja, ich abonniere für mindestens 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung und möchte das Geschenk- Paket Ostpreußen

☐ bequem + bargeldlos durch Bankabbuchung ☐ gegen Rechnung

Name/Vorname:

Straße/ Nr.:

PLZ/Ort:

Telefon:

Kontonummer:

Bankleitzahl:

Geldinstitut:

Datum, Unterschrift

Unbegründet

Betr.: „Der Putin-Schock" (Nr. 7)

Die Erregung über den russischen Präsidenten ist sachlich kaum nachvollziehbar. In München hielt er lediglich der USA-Politik und der Nato den Spiegel vors Gesicht. **Hugo Lidl, Bad Feilnbach**

Die ganze Rede

Betr.: „Der Putin-Schock" (Nr. 7)

Da fragt man sich, warum nicht die Rede des Präsindenten Putin in voller Länge in westlichen Medien veröffentlicht wird, damit mal klar wird, was wirklich gesagt wurde! Nur wer die One-World-one-Order will, der hat was gegen diese Rede des Präsidenten Putin: http://russland.ru/rupol0010/morenews.php?iditem=15254

Franz von Stein, Catemaco, Veracruz, Mexico

Zensurbehörde

Betr.: „Ein Ventil geöffnet" (Nr. 6)

So erfreulich wie es ist, daß der Berliner „Tagesspiegel" Leserbriefe zugelassen hat, die die Lebenswirklichkeit zwischen Deutschen und bestimmten Gruppen von Personen mit Migrationshintergrund (auch Ausländer genannt) aufzeigen, so fragt man sich doch, ob diese Wende des „Tagesspiegels" Bestand haben oder ob man über kurz oder lang wieder unter der Political Correctness kuschen wird.

Das geöffnete „Tagesspiegel"-Ventil macht deutlich, daß sehr viele Leserbriefredaktionen vorrangig als Zensurbehörden agieren (*PAZ* nicht betroffen). Es wird nur gedruckt, was genehm oder zugelassen ist. Vielleicht wissen es aber auch Zeitungsmitarbeiter nicht besser und halten nur ihre Nase in den Wind, um aufzunehmen, was unter den politisch Korrekten in oder out ist. **Guntram Bischoff, Berlin**



Für viele mit dem Image des bösen Schurken behaftet: Der russische Präsident Putin Foto: ddp

Rußland statt Amerika

Betr.: „Der Putin-Schock" (Nr. 7)

Man muß wohl schon „Politiker" sein, wenn einen Putins Äußerungen beziehungsweise Richtungswechsel auf der Sicherheitskonferenz in München unvorbereitet trafen. Nachdem die Nato unter Einbeziehung der baltischen Länder und Polens ihren Einflußbereich bis an die Grenzen Rußlands ausgedehnt hatte und die Amerikaner mit dem Ausbau eines Raketen-Abwehrsystems in Polen begonnen hatten, war dieser Schritt wohl unausweichlich und vorausschaubar. Allerdings nur dann nicht, wenn man die amerikanische Arroganz und Naivität in politischen Dingen in Betracht zieht. Außerdem sollte man die permanenten Beschuldigungen Rußlands wegen Menschenrechtsverletzungen nicht vergessen. Alles das konnte und wird Rußland nicht widerspruchslos hinnehmen.

Es kommt noch ein anderer Aspekt hinzu: Seit dem Zarentum und dem bolschewistischen Regime hatte die Sicherung der kontinentalen russischen Westgrenze schon immer Priorität in der Außenpolitik des Landes. Der Westen und besonders die Amerikaner müssen zur Kenntnis nehmen, daß Rußland sich nach Jahren innerer Zerrissenheit wieder zur Großmacht entwickelt. Die EU täte gut daran, sich in Zukunft mehr in Richtung Rußlands als in Richtung Amerikas zu orientieren, zumal man in Bezug auf die Energieversorgung sehr stark von Rußland abhängig ist. **Theodor Preuß, Immenstaad**

Dann lieber zu Hause bleiben

Betr.: „Mit Wodka bedankt" (Nr. 1)

Zu dem Bericht habe ich einige Anmerkungen zu machen.

Wenn ich richtig erinnere, ist es der dritte Bericht im *Ostpreußenblatt* über Hilfsmaßnahmen der Johanniter im südlichen Ostpreußen. Ich bin jedes Mal entsetzt über die Art und Weise der Berichterstattung. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es den Verantwortlichen des Transports schwerfällt, sich mit Gegebenheiten, die nun mehr als 60 Jahre bestehen, abzufinden.

Ich organisiere seit 1994 regelmäßig über das DRK Hilfsgütertransporte, vor allen Dingen ins nördliche Ostpreußen. Habe mehr als 30mal Polen durchfahren und das nördliche Ostpreußen besucht. Nach dem Beitritt Polens zur EU am 1. Mai 2004 gibt es an der deutsch-polnischen Grenze und in Polen überhaupt keine Probleme, schon gar nicht, wie sie im Bericht zu lesen sind.

Wir fahren nach Ostpreußen mit einem TÜV-zugelassenen Lkw, mit verkehrstüchtigen Reifen und allen erforderlichen Papieren. Wir wissen auch, daß wir an der deutsch-polnischen Grenze Straßengebühr zu zahlen haben. Polen regelt seine Autobahngebühren so wie alle anderen europäischen Ländern. Von Abknöpfen zu reden, hört sich fast schon kriminell und gehässig an.

Wir haben uns nicht nur in Polen nach den dortigen Gesetzen zu richten, in Deutschland gibt es nahezu gleiche Gesetze, das gilt für Tachoscheiben so wie für das zusätzliche Gesamtgewicht. Insofern ist die permanente Kritik in diesem Bericht haarsträubend und überhaupt nicht nachzuvollziehen, ganz abgesehen davon, ob es 2006 noch sinnvoll ist, in ein EU-Land mit nicht unerheblichen wirtschaftlichen Zuwachsraten Fernseher, Möbel, Büromaterial, Kinderbücher, Kuscheltiere oder Inline-Skater zu bringen. Wenn ein Hilfstransport mit derartigen gefühlten Drangsalierungen durchgeführt wird, sollte man lieber zu Hause bleiben. **Siegfried Hoefer, Wanderup**

Unsere Sprache ist Teil unserer Identität

Betr.: Deutsche Sprache

Vermutlich sind Sie im gesamten deutschsprachigen Raum eine der wenigen maßgeblichen Zeitungen, die sich immer wieder diesem Problem zuwendet, und es ist ermutigend, daß es auch viele Leser gibt, die diese Meinung teilen.

Zunächst müssen wir leider feststellen, daß die Mächtigen in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Kultur sich schon lange von unserer Sprache abgewendet haben, sie wollen ein angloamerikanisches Deutschland, und sie sind diesem Ziel schon recht nahe. Diese Entwicklung wird so weiterlaufen, die deutschen Eliten nutzen nur noch das Englisch und das restliche Volk ist quasi analphabetisch, also der gängigen Schrift und Sprache nicht mächtig. So werden diese Menschen künftig auch behandelt: Sie werden vom gesellschaftlichen und beruflichen Leben ausgegrenzt, verachtet und bestenfalls bemitleidet. Wer dieses für etwas übertrieben hält, der schalte einmal das Radio ein, prüfe unsere Universitäten auf die dominierende Sprache, suche wissenschaftliche Veröffentlichungen in Deutsch, welche Sprache spricht die Führung der Unternehmen?

Der jetzige Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Öttinger, machte Wahlkampf mit sinngemäß etwa der Losung „Englisch zuerst, Deutsch für die Folklore". Und er hat die Wahl gewonnen ...

Sollte sich die EU auch formell entscheiden, daß nur noch englisch gesprochen wird, dann wird die EU endgültig zum Vasall der USA, denn: „Wer die Sprache hat, der hat die Macht." Eine solche Entscheidung hätte eine Vielzahl von Konsequenzen, die wir noch gar nicht absehen können.

Die dümmliche Werbung in diesem Pseudoenglisch ist ein Thema für sich, sie zeigt nur deutlich, wie tief wir schon gesunken sind.

Was bedeutet das nun? Die Deutschen haben ihre Sprache und Kultur schon bereitwillig aufgegeben und damit auch sich selbst. Somit müssen diejenigen, die auch künftig noch vollberechtigt Deutsch in allen Ebenen unserer Gesellschaft sprechen möchten, mit den Aktivitäten von ganz vorne anfangen, beispielsweise:

1. Wir müssen uns selbst und allen Leuten erklären, daß das wichtigste Element einer Identität die gemeinsame Sprache ist, diese Erkenntnis ist verlorengegangen.

2. Wir müssen fordern, daß Deutsch die einzige Sprache im öffentlichen Raum ist (neben Friesisch, Dänisch, Sorbisch in den betreffenden Regionen).

3. Deutsch muß in der EU als vollwertige „Amtssprache" anerkannt werden, ohne jede Ausnahme. Große Staatenbündnisse sind auch daran gescheitert, daß sie es nicht begriffen, eine kluge Sprachenpolitik zu betreiben, sie versuchten immer, eine große Nationalsprache als Hauptsprache zu installieren (Jugoslawien, Sowjetunion), Erfolg hatten die, die eine neutrale Sprache schufen (Indonesien), auch unser heutiges Hochdeutsch wurde von Luther als „neutrale" Sprache „geschaffen", es setzte sich deshalb erfolgreich durch, da es nicht die Sprache eines der deutschen Völker war.

4. Menschen, die eingebürgert werden möchten, müssen Deutsch beherrschen, sich in unserer Kultur und Geschichte auskennen und ohne Wenn und Aber unsere jüdisch-christliche-humanistische Werteordnung akzeptieren.

5. Die Deutsche Sprache soll auch von seiten unseres Staates im Ausland offensiv gefördert werden (es ist doch eine Sache aus dem Tollhaus, daß neulich im Goethe-Institut in Süd-Korea der deutsche Botschafter englisch sprach, obwohl die anwesenden Koreaner dringend baten, doch deutsch zu sprechen – das ist nur ein Beispiel von Tausenden). **Werner Pfennig, Neubrandenburg**

Mit Eloquenz den Experten vorgaukeln

Betr.: „Was ist eigentlich ein Experte?" (Nr. 2)

Herrn Kerschhofers Expertenfrage kommt zur richtigen Zeit. Insbesondere wegen der zahlreichen Energieexperten, die vor dem Hintergrund des Lieferstops russischen Erdöls wieder in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt sind.

Die einen philosophieren über Alternativenergien aus Wind, Wasser, Erdwärme und Sonne, während andere in den denaturierten Futter- und Getreidebeständen eine Alternativenergie sehen.

Obwohl eine Substitution der (noch) vorhandenen fossilen Energieträger samt der Atomenergie noch nicht gegeben ist, werden die meisten nicht müde, den ebenso bewährten wie technisch ausgereiften Systemen den Kampf anzusagen.

Es gibt drei Kompetenzstufen:

Stufe 1: Kompetenz des Fachmannes, der sich durch eigene Arbeit ein originales Urteil auf dem betreffenden Gebiet erworben hat.

Stufe 2: Kompetenz des einsichtigen Gebildeten, der die von anderen erarbeiteten Grundlagen wissenschaftlich korrekt sichtet und anwendet.

Stufe 3: Zur dritten Kompetenzstufe zählen schließlich alle Personen, die sich aus eigenem Interesse und durchaus legitim zu technischen und anderen Problemen mit „gesundem Menschenverstand" und im Rahmen der freien Meinungsäußerung artikulieren können.

Um sich tagtäglich nicht aufs neue verwirren zu lassen, sollte man deshalb schleunigst die Kompetenz der vermeintlichen Experten und das Fachwissen unserer Politiker hinterfragen.

Nehmen wir zum Beispiel unseren Bundesminister für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit. Sigmar Gabriel ist ausgebildeter Lehrer für Deutsch und Gemeinschaftskunde. Also kein Kernenergiefachmann.

Seine Meinung zur Reaktorsicherheit ist deshalb nur in die Kompetenzstufe 3 einzuordnen, Es ist dieselbe Stufe, in der sich jeder Journalist zu Wort melden kann.

Gleichwohl verbreitet Bundesminister Sigmar Gabriel seine Meinung zum Betrieb der Atomkraftwerke öffentlich, als sei er Fachmann.

Die breite Öffentlichkeit ist sich oft nicht bewußt, daß insbesondere Physiker zu Fragen der Nuklearatechnik vielfach höchstens mit Kompetenzstufe 2, meist aber nur mit Kompetenzstufe 3 Stellung nehmen können. Das gilt selbstverständlich auch für unsere Bundeskanzlerin. Frau Dr. Merkel kokettiert zwar häufig mit ihrem Physikstudium, als ehemalige wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentralinstitut für Physikalische Chemie an der Akademie für Wissenschaften besitzt sie jedoch für die Beurteilung zum Betrieb von Atomkraftwerken nicht mehr Kompetenz als Kernenergiefachleute, die sich zur Photovoltaik äußern.

Ist es nicht grotesk, das unsere Bundesregierungsmitglieder mit der geballten Kraft aus Lehrern, wissenschaftlichen Assistenten und Juristen, die nur wegen ihres Parteibuches zu Parlamentariern mutiert sind, jedes Jahr mehr Geld für Gutachten ausgeben (müssen), weil ihnen selbst das Fachwissen zu dem ihnen unterstellten Ressort fehlt? Sie verschwenden das Geld der Steuerzahler für Expertengutachten, die entweder durch andere „Experten" in einem Gegengutachten widerlegt oder vom Gericht kassiert werden.

Deshalb Vorsicht vor solchen, die mit Eloquenz uns den Experten vorgaukeln! **Peter Kopyciok, Kipfenberg**

Wer wirklich zu uns gehören will, ist uns willkommen

Betr.: „Zu kurz gedacht – Deutschkurse allein helfen Ausländern nicht" (Nr. 6)

Unsere Schüler lernen viele Sprachen, ohne durch den Erwerb fremder Sprachen zu Ausländern zu werden. Will ich in einem anderen Land leben, muß ich seine Sprache erlernen, wenn ich wirklich dazugehören will. Aber auch wenn ich in einem Land andere Zwecke verfolge, kann die Landessprache mir nützlich, ja selbst Vorbedingung für übelste Geschäfte sein.

Wer in unserem Land eine neue Heimat sucht und deutscher Staatsbürger werden will, wird sich um unsere Sprache bemühen. Ihm dabei zu helfen, ist sicher angebracht. Wo aber die deutsche Staatsbürgerschaft offensichtlich nicht angestrebt wird, haben wir für unsere Steuern eine bessere Verwendung.

Es kommt vor allem auf das Wollen an. Wer wirklich zu uns gehören will, ist uns willkommen, andere sollten wieder gehen müssen und während ihres Hierseins für ihren Lebensunterhalt selbst aufkommen.

Neidhart Bielitzer, Springe

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Zeitzeugen

Betr.: Die letzten Transporte aus Königsberg 1948 – Zeitzeugen für ARD-Reihe gesucht

Die Fernsehsender WDR und MDR planen eine vierteilige Dokumentarfilmreihe „Damals im besetzten Deutschland", die Ende 2007 in der ARD ausgestrahlt werden soll und suchen dafür Zeitzeugen. Die Fernsehdokumentation will sich mit Alltagsleben in den Jahren 1945–49 beschäftigen.

In diesem Zusammenhang sind wir auf der Suche nach Zeitzeugen der letzten Vertreibungszüge aus dem Königsberger Gebiet nach Deutschland 1947/48. Haben Sie konkrete Erinnerungen an diese Fahrt? Wie wurden Sie vom sowjetischen Begleitpersonal behandelt? Wo endeten die Züge? Wie erlebten Sie die Aufnahme in der sowjetischen Besatzungszone?

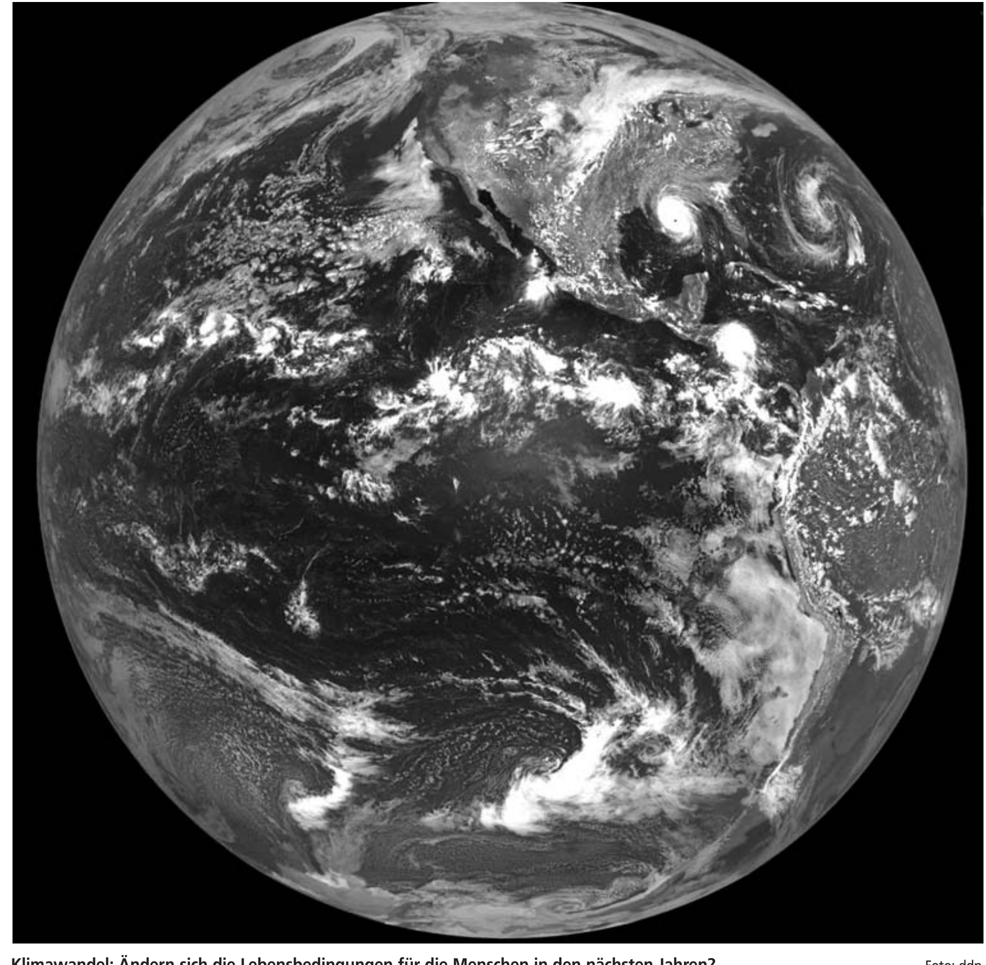
Wenn Sie Interesse haben, uns von Ihren Erinnerungen zu erzählen, dann rufen Sie für einen ersten Kontakt Mona Bergmann (Telefon (03 41) 2 61 77 27) an oder schreiben Sie an bergmann@looksfilm.tv

Mona Bergmann, Leipzig

Protokoll vergessen

Betr.: „Vertrieben und enteignet ..." (Nr. 4)

Als Leser der *PAZ* und Ostpreuße las ich Ihren Artikel mit Spannung. Es fiel mir auf, daß in dem Artikel kein Wörtchen über das Potsdamer Protokoll von August 1945 steht. Denn erst dieses Protokoll hat ins Völkerrecht die Vertreibung rechtlich eingebracht und abgesichert. **Hermann Sink, Hafenlohr**



Klimawandel: Ändern sich die Lebensbedingungen für die Menschen in den nächsten Jahren? Foto: ddp

Existenzfrage

Betr.: „Wieder ein paar Enttäuschte mehr" (Nr. 7)

Es sind schon der Enttäuschten viel zu viele, was aber Frau Merkel und ihren Hofstaat nicht zu stören scheint. Jedenfalls ist für mich nicht erkennbar, wo und wie die Union ihre Enttäuschten zurückgewinnen will. Wir bräuchten eine neue konservativ-nationale Partei, für die aber kein Führungspersonal zu erkennen ist. Der weit verzweigte und in Jahrzehnten verfestigte linke Apparat gegen Rechts funktioniert hervorragend und läßt fähige konservative Politiker zurückschrecken, weil sie um ihre berufliche wie gesellschaftliche Existenz fürchten müssen.

Ortwin Kwasny, Dießen

Nur der Gipfel

Betr.: „Neuer Überblick zur Kriegsschuldfrage 1939" (Nr. 5)

Heinz Magenheimer kann nur zugestimmt werden. Die Kriegsschuldfrage kann nicht wie eine Milchmädchenrechnung erstellt werden, zumal doch schon ein bißchen praktischer Verstand ausreicht, um daran Zweifel zu haben, daß der Zweite Weltkrieg allein auf Hitlers Mist gewachsen sein soll. Solche Ereignisse sind nur der Gipfel eines Netzwerkes von Interessen. Hitler hat auf den Knopf gedrückt. Aber das war es auch schon. Auch viele andere haben fleißig daran mitgewirkt und tragen Schuld am Ausbruch dieses schrecklichen Krieges. Daran dürfte kein Historiker zweifeln, der diese Berufsbezeichnung verdient.

Jochen Grätz, Klausdorf

Fast wie Hexenverfolgung – Klimawandel wird von allen Seiten blind vorausgesetzt

Betr.: „Blinde Modellhörigkeit" (Nr. 6)

Ich gehörige zu den mehrjährigen Lesern (nicht langjährigen) ihrer Zeitung, und insbesondere fasziniert mich immer wieder, daß Sie nicht wie andere Zeitungen blind das wiedergeben, was der gerade gültigen Meinung der sogenannten „Allgemeinheit" entspricht.

Insbesondere lese ich mit sehr hohem Interesse ihre Artikel von gestandenen und studierten Experten, die wissen, von was sie reden wie zum Thema „Klimawandel" und „Modellhörigkeit".

Inwieweit es überhaupt einen Klimawandel in dem von allen so akzentuierten Grad und / oder Umfang gibt, sei dahingestellt beziehungsweise ist sicherlich nicht auszuschließen. Dies jedoch nicht in dem Sinn, daß in einem bestimmten Jahr die Städte mit den Namen x und y komplett überflutet wären und die Zahl von x Menschen mit dem Tod konfrontiert würden. Selbstverständlich kann nicht negiert werden, daß sich das Wetter ändert, aber wir sprechen von „Wetter" und nicht von „Klimawandel". Momentan herrschen – wie auch in den vergangenen Jahren, Jahrzehnten und Jahrhunderten und Jahrtausenden auch – ungewöhnliche Wetterverhältnisse; diese sind aber nicht gleich wahr, nur weil alle sogenannten „Experten" dies mit sorgenumwölkter Stirn und getragener Stimme in allen ihnen hörigen Medien (die natürlich gleich Sensationen aller Art verkünden) darlegen, und zwar teilweise mit hanebüchenen pseudowissenschaftlichen Argumenten, aber es wird geglaubt. Dahinter stecken nach meiner Auffassung knallharte wirtschaftliche Interessen aus aller Herren Länder.

Es kommt mir momentan so vor wie die Hexenverfolgung im Mittelalter, jeder, der nicht auch sofort seinen „unsauberen" Benziner abschafft, nicht sofort aufhört, Urlaube zu planen, weil ja die Flugzeuge auch Schadstoffe ausstoßen, gilt als böse.

Ein Allheilmittel hat Dr. Thüne in einem seiner geschätzten Artikel dargelegt: Alle Milliarden Menschen hören von jetzt auf gleich auf zu atmen ... und schon gibt es kein Problem mehr! Aber ... dann sterben auch die Bäume und Pflanzen, denn diese benötigen die Schadstoffe zum Umwandeln in Sauerstoff ... und dann wäre es geschehen.

Ich erinnere mich noch an die Kampagnen, als es hieß, die Bäume an den Autobahnen stürben, weil soviel Schadstoffe von den Autos in die Luft geblasen würden?! Wo sind denn Bäume gestorben, außer an der natürlichen Auslese der Natur? **Wolfgang Reis, Neuberg**

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **9578**

Mit unserer Lebenswelt pfleglich umgehen

Betr.: „Gute Fahrt" (Nr. 7)

Ich gehöre im Gegensatz zu Ihnen zu denen, die da meinen, daß unser eigenes Tun Auswirkungen auf unsere Umwelt hat und daß es sich lohnt oder doch lohnen könnte, mit unserer Lebenswelt pfleglich umzugehen. Und auch wenn ich weiß, daß sich möglicherweise Milliarden Menschen einen Dreck darum scheren, wie ihre Nachkommen einmal leben müssen, möchte ich mir selber sagen können, daß ich mich bemüht habe.

Wenn die Kanzlerin die Bürger auffordert, Benzin zu sparen und auf die öffentlichen Verkehrsmittel umzusteigen, ohne selbst Vorbild zu sein, kann sie sich die Aufforderung sonst wohin schreiben.

Wenn der Umweltminister meint, unbedingt mit einer Nobelkarosse fahren zu müssen und dann die Kosten des damit angerichteten Umweltschadens ausrechnen läßt, um sie in Euro und Cent in Afrika für den Umweltschutz einzusetzen, dann tickt's bei ihm wohl nicht ganz richtig. Abgesehen davon, daß der Steuerzahler für seine Großmannssucht aufkommen muß, hat er ein Fahrzeug niedrigen Verbrauchs zu nützen, das ihn und seine Akten bequem befördern kann. Wenn er als Minister etwas taugen sollte, gewinnt er Anerkennung durch seine Leistung und nicht durch den Luxus seines Autos. **Elke Listmann, Aalen**

Das sind wir unserer Heimat schuldig

Betr.: „Vom Reich abgerissen und isoliert" (Nr. 2)

Die größte Leistung der oft so gescholtenen Weimarer Republik war und ist die Erhaltung der Einheit des Reiches – trotz der Widersacher von innen und außen, Gebietsabtretungen, Reparationen, Rheinland-Besetzung, Inflation, Putschversuchen und Meutereien!

Bei der Abstimmung in Südostpreußen konnten die Bewohner nur für Polen oder Ostpreußen stimmen, nicht für Deutschland, das Reich also. Ohne die Förderung und die Leistungen der jungen Republik hätte es in Ostpreußen nach der Abstimmung schlimm ausgesehen. Es gab Patenschaften, Anbindungen der Provinz über die See, die neue Ostmesse in Königsberg, die Entwicklung des Reiseverkehrs (damals „Sommerfrische" genannt), und auch der Wiederaufbau in Masuren nach dem Einfall der Russen wurde in kurzer Zeit geschafft. Immerhin hatte sich der Erste Weltkrieg bis auf die Kämpfe in Masuren außerhalb der Grenzen des Reiches abgespielt (im Gegensatz zum Zweiten Weltkrieg).

Das heutige Rußland könnte von der Situation für den Nordteil der Provinz, die nach 1920 entstand, lernen, aber leider ist dem nicht so. Ganz anders die Bewohner. Es gibt eine DVD, ganz neu, über das Erbe und die Architektur Königsbergs, in Rußland produziert. Man gräbt nach Wurzeln, Preußen ist überall, und viele (nicht alle) Bewohnern kümmern sich mehr um Nord-Ostpreußen als die Deutschen.

Und wie ich helfen viele mit Büchern, Kassetten, Lieferungen und auch Geld. Das sind wir dem Lande, unserer Heimat, schuldig, und auch den Bewohnern, die jetzt dort leben und allmählich Wurzeln schlagen. Die Schönheit des Landes bleibt, jetzt auch für uns zugänglich. Und die Polen und Litauer tun auch vieles für die Historie.

Auch dort sind jüngere Bewohner am Werk, die die Zukunft in einem gemeinsamen Europa sehen, zu dem der russische Teil, weiß Gott, gern gehören würde. Vielleicht wird er es ja einmal tun!

Manfred Kremp, Bremen

Vertrauensfrage

Betr.: „Wenn Vater zweifelt" (Nr. 8)

Zu dem in Ihrem Artikel dargelegten Problem, welches einen in jeder Hinsicht nicht zu rechtfertigenden staatlichen Angriff auf moralische und ethische Grundsätze beschreibt, gibt es (wie angedeutet) entsprechende Gegenwehrmöglichkeiten.

Der Zweifelnde umgeht das Risiko eines möglichen Vertrauensbruches (und der Strafbewehrung) prinzipiell leicht, indem er eine Speichelprobe einem ausländischen Labor zuführt.

Sollte sich eine Nichtvaterschaft herausstellen, ist die Möglichkeit gegeben, eine Vaterschaftsklage mit vermeintlichem Nichtwissen, also auf puren Verdacht hin, erfolgreich zu führen oder es beim bisherigen zu belassen und die Kröte zu schlucken.

Fazit: Jede Aktion birgt auch die Möglichkeit einer Reaktion in sich! **Karl-Friedrich Greve, Sankt Augustin**

MELDUNGEN

Polen will nur 15 Prozent entschädigen

Warschau – Zwischen der polnischen Regierung und der „Jewish Claims Conferenz" (JCC) ist es zu einer heftigen Auseinandersetzung über die Entschädigung von im kommunistischen Polen enteigneten Juden gekommen. Polen will nur Entschädigungen in Höhe von 15 Prozent des heutigen Werts der Güter zahlen, JCC-Präsident Israel Singer fordert 100 Prozent. Dies käme einer Summe von 15 bis 18 Milliarden Euro gleich.

Stasi-Opfer benachteiligt

Berlin – An die ehemaligen Stasi-Angehörigen zahlt die Bundesrepublik jährlich insgesamt 212 Millionen Euro Rente. Dies ergab eine Analyse des Bundesarbeitsministeriums. Für die politischen Häftlinge des SED-Staates ist vorgesehen, demnächst insgesamt 48 Millionen Euro an Opferrente auszuzahlen. Kritiker beklagen eine Benachteiligung der Opfer gegenüber den Tätern.

ZUR PERSON

Wojtylas Wandergeselle



Kazimierz Nycz (57) gilt in vielfacher Hinsicht als Erbe des polnischen Papstes Karol J. Wojtyla (Johannes Paul II.). Am 3. März ernannte Papst Benedikt XVI. Nycz zum neuen Erzbischof von Warschau. Als junger Priester begleitete er Wojtyla, damals Erzbischof von Krakau, auf dessen legendären Touren durch die Natur. 1988 ernannte der ihn zum Auxiliarbischof von Krakau.

Wichtig für das dieser Tage durch Agententätigkeit hoher Kirchenmitglieder erschütterte Polen: Nycz lehnte stets jede Zusammenarbeit mit dem polnischen Geheimdienst SB ab. So konsequent, daß ihm selbst schärfste Agentenjäger bescheinigen, er habe den SB in seinem Fall zum Resignieren gebracht. Der Mann aus der Gegend von Bielitz (Teschener Schlesien) steht damit im Kontrast zu Stanislaw Wielgus, der jüngst als Warschauer Erzbischof an seiner SB-Verstrickung scheiterte.

Als „Liberaler" gilt Nycz, bisher Bischof von Köslin-Kolberg, wegen seiner Treue zu Wojtylas Europa-Kurs. So ließ er zum EU-Beitritt gegen kirchlichen Widerstand die größte Glocke Polens in der Krakauer Wawel-Kathedrale läuten. „Geistliche und katholische Medien dürfen sich nicht mit einer politischen Partei verbinden", sagte er auf „Radio Maria" gemünzt, den nationalistischen Radiosender des Paters Tadeusz Rydzyk.

Anders als Wielgus droht Nycz nicht das Vertrauen des Vatikans zu verlieren – im Gegenteil. Wie hoch er dort im Kurs steht, zeigte sich schon im Frühjahr vergangenen Jahres, als er als erster die Programmpunkte der Papstreise Benedikts nach Polen ankündigen konnte – vor dem Vatikan. In dem Ringen um Aufklärung der Vergangenheit wird er daher eine glaubwürdige, wichtige Rolle einnehmen. *SV*



Gewürm in der heiligen Schrift Zeichnung: Götz Wiedenroth

Der Fluch des Drachen

Die Deutschen wollen fliegen, die Polen wollen Gas und hetzen den gefährlichen Wawel-Wurm auf unseren Lammert / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Das ist das Schlimmste, was dem passionierten Volksredner widerfahren kann: Er redet, die Zuhörer sind angetan. Dann redet er lauter, und Jubel braust auf. Schließlich poltert er sich, vom dröhnenden Applaus berauscht, in Ekstase und plötzlich – mit nur einem einzigen unbedachten Satz – um Kopf und Kragen. Die Stimmung kippt, der Jubel fällt ohne Vorwarnung ins Gebuhe und der eben noch angehimmelte Rhetor muß zusehen, wie er Land gewinnt.

Die aufschäumende Klimadebatte hatte die Deutschen wochenlang in einen Zustand schauriger Faszination versetzt. 2020 soll alles vorbei sein, dann kommt das Chaos. Jeder muß was tun, egal was, irgendwas eben. Das CO_2 lauert in allen Ritzen! Die Politik überschlug sich mit Vorschlägen vom Glühbirnenverbot bis zum Schandaufkleber für die falschen Autos; das Volk war hingerissen, die Klimashow war wirklich das Beste, was man ihm seit langem geboten hatte.

Dann aber geschah es – einem der Politiker auf der Bühne entwich jener verhängnisvolle Satz zuviel; der arme Tropf heißt Sigmar Gabriel. Als Umweltminister zur Vorreiterrolle verurteilt, mußte er den anderen unbedingt noch eins draufsetzen und forderte „klimaneutrales Reisen".

Er hatte wohl gehofft, daß die Leute gar nicht verstehen, was das bedeutet. Da hat er sich aber geschnitten; die Deutschen bemerkten sofort, daß sie uns nun an das Eingemachte gehen, das wir niemals hergeben werden. Die Verzückung verwandelte sich über Nacht in Volkszorn, und Gabriels unvorsichtige Zote ist schuld.

„Wir sollen auf Mallorca verzichten!" schäumte die „Bild"-Zeitung. Das Massenblatt, eigentlich seit Wochen von der heftigen Klimarhoe der Politiker mitgeschüttelt („Unser Planet stirbt!"), gab sich mit einem Male ziemlich verstopft. „Sollen wir Deutsche die Erde alleine retten?" fragte die Zeitung bewußt aufreizend und giftete uns aus der Seele: „Wir sollen nicht mal mehr in Urlaub fliegen! Aber die anderen verpesten weiter die Luft!"

Da ist genau das Ei gefallen, das die deutschen Klima-Warner auf keinen Fall in ihr Nest lassen wollten: Der Vergleich mit anderen Ländern. Was die von „Bild" angeprangerten Staaten wie China, die USA oder Rußland hinausgasen, läßt unsere Glühbirnendebatte nämlich zur Klamotte schrumpfen. Der Eindruck: Wir versuchen, das Boot mit einer Pipette leer zu pumpen, während andere munter faustgroße Löcher in den Rumpf schlagen. Da kommt man sich doch irgendwie dämlich vor.

Aber wer spielt schon gern den Dussel für die Welt? Lachen die womöglich schon über uns, weil wir unseren eigenen Leuten das Fell über die Ohren ziehen, damit wir Klimaschutz im steil aufstrebenden China bezuschussen können, während die Asiaten unseren Markt aufrollen und unsere Patente klauen?

> Finden die Giertych-Analysen zu Juden, Homosexuellen und Sauriern den Weg in die Schulbücher?

Das hätten wir nicht so gern. Lächerlichkeit ist den Deutschen unsympathisch, und „Hanswurst" gilt hierzulande nicht als Ehrbezeugung. Wir sind seit jeher ein ernsthaftes Volk und betreiben insbesondere Nebensächlichkeiten und ganz und gar Unwichtiges mit einer Sorgfalt, um die uns die Welt beneidet. Nur bei wirklich wichtigen Themen lassen wir es eher ruhig angehen.

Schon Tacitus berichtete über die Germanen, daß sie mit bewundernswerter Gelassenheit in tödliche Kämpfe zogen. Richtig ernst seien sie hingegen am Spieltisch geworden, dort habe er in die versteinertsten Mienen geblickt, die er in Germanien je zu Gesicht bekommen habe. Ja, so sind wir immer noch. Nieder mit der Glühbirne! Aber was heißt das denn bitte: „Terror und Islamismus bedrohen unser Leben und unsere Freiheit"? Da wollen wir mal nichts dramatisieren und erst die nächste Untersuchung abwarten, Prösterchen!

Unsere polnischen Freunde sind uns da sogar noch einen Schritt voraus. Sie schaffen es, ernste Dinge so aufzubereiten, daß sie zu echten Brüllern werden. Besonders in letzter Zeit scheint so ziemlich alles, was polnische Regierungspolitiker anfassen, zum Possenspiel zu geraten. Nur gelacht wird in Europa eher selten über die polnischen Einlagen.

So etwa beim EU-Ministertreffen in Heidelberg: Dort scherzte Erziehungsminister Roman Giertych über Homosexuelle – die seien alle „krank". Sein Vater und Parteifreund Maciej Giertych, der für Polen im EU-Parlament sitzt, unterhielt seine Parlamentskollegen mit der Diagnose, daß Juden sich absonderten und in „ihre eigenen Ghettos" zurückzögen, wo sie sich, weil isoliert, biologisch veränderten.

In Sachen Biologie hatte sich Vater Giertych schon vorher profiliert. In einer Attacke gegen die Evolutionstheorie stellte er im EU-Parlament fest, daß die polnische Legende vom Wawel-Drachen doch klar darauf hindeute, daß es noch vor ganz kurzer Zeit Dinosaurier gegeben habe.

Was meinen deutsche Politiker eigentlich damit, wenn sie immer wieder fordern, zur besseren Aussöhnung zwischen Polen und Deutschland sei es nötig, daß man sich „auch inhaltlich aufeinander zu bewegt"? Kommen all diese bunten Ideen von kranken Homosexuellen, biologisch eigenartigen Juden mit Ghettoneigung und Neuzeit-Dinosauriern demnächst auf die Empfehlungsliste der Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission?

Ja, das „Aufeinander-Zubewegen" birgt Risiken, wie der deutsche Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU) bei seiner dreitägigen Warschau-Visite erleiden mußte. Was als „Versöhnungsbesuch" geplant war, endete in einer Massenkarambolage, im diplomatischen Sinne wie auch ganz praktisch.

Lammert wollte mit polnischen Politikern und Studenten also über die Versöhnung reden. Daraus wurde nichts. Statt dessen ging es überall bloß um Schröders Ostseeröhre. Die Polen hätten gern ihr eigenes Fingerchen am Hahn dieser Leitung gehabt, durch die das russische Erdgas nach Deutschland strömt, das hat der Altkanzler aber vereitelt. Lammert, ganz Versöhnungsprofi, lud die Polen daher ein, sie in das „Projekt einzubeziehen". So sagt man das dann. Seine polnischen Gesprächspartner aber verstanden diese Sprache gar nicht und spieen Feuer wie Giertychs Wawel-Wurm.

Das Ende des Besuchs war dem Verlauf der Visite würdig: In Zeitnot geraten raste Lammerts Konvoi unter Blaulicht durch Warschau zum Flugplatz, wo eine Challenger der Bundeswehr den deutschen Parlamentspräsidenten aufsammeln sollte.

Da bremste der erste Wagen der Kolonne ruckartig, alle andere Limousinen kamen gerade noch rechtzeitig zum stehen. Nur der Bus mit den Journalisten schaffte es nicht, donnerte in den BMW des deutschen Botschafters und wurde von hinten von einem Polizeiauto gerammt. Die Reporter flogen wild durcheinander, verletzt wurde aber keiner.

Als Lammert trotzdem den Flugplatz erreicht, erweist sich der 20 Jahre alte Bundeswehrvogel als fluguntüchtig. Der hohe Gast muß wie Kreti und Pleti in einer Linienmaschine nach Berlin düsen. War es der Fluch des Drachen?

Jedenfalls kann soviel Unglück kaum Zufall sein. Im Islam hat man die düstere Verwünschung institutionalisiert und nennt sie „Fatwa". Die darf aber nur ein autorisierter Geistlicher aussprechen und nicht wie in Polen irgendein altes Burggetier. Die Fatwa gegen den Autor Salman Rushdie hatte damals Ayatollah Chomeini höchstpersönlich ausgesprochen und den Schriftsteller zum Tode verurteilt. Gestorben ist dann allerdings der Ayatollah, nicht Rushdie.

So eine Verwünschung kann also nach hinten losgehen. In der Türkei diskutiert man gerade, ob es nicht auch endlich weibliche „Vize-Muftis" geben sollte und ob die dann sogar Fatwas ausstoßen dürften. Türkische Frauen, hütet euch: Sowas ähnliches hatten wir hierzulande auch schon mal, wir nannten das den „bösen Blick" und haben die betreffenden Frauen dafür angezündet.

ZITATE

*Der ehemalige „Quartiersmanager" des Berliner Stadtteils **Neukölln, Gilles Duhem**, rechnete im „Focus" vom 5. März mit der **laschen Behandlung** junger, ganz überwiegend ausländischer **Krimineller** ab:*

„Im Umgang mit solchen Kids regiert eine Mafia der Gutmenschen. Es herrscht eine Diktatur der Betonköpfe. Man will die Probleme nicht sehen und weigert sich, Methoden anzuwenden, mit denen wir dem Problem beikommen könnten ... Den Richtern aus der Generation der 68er ist offensichtlich das Schicksal dieser Serienverbrecher wichtiger als das der Bürger auf der Straße."

*Der Hauptdarsteller des Oscar-prämierten Erfolgsfilms **„Das Leben der Anderen", Ulrich Mühe**, kritisierte im „Spiegel" vom 5. März, wie der Rechtsstaat ihm verbietet, sich zu **Stasi-Kontakten seiner Ex-Frau** zu äußern:*

„Aber ich muß doch die Wahrheit sagen dürfen. Wenn mir ein Schornsteinfeger entgegenkommt, und ich sage zu dem, du bist ein Schornsteinfeger, und der sagt, das mußt du mir erst mal beweisen, dann stimmt was nicht."

*Die „Frankfurter Neue Presse" vom 5. März hält den RAF-Terroristen **Christian Klar** auch weiterhin für **gefährlich**:*

„Käme es zum Schulterschluß mit jungen Linksradikalen und möglicherweise Islamisten (auch die RAF verstand sich als antizionistisch), könnte um ihn durchaus ein neues Gewaltgebräu entstehen. Im jetzigen Zustand scheint Klar also weiter eine Gefahr zu sein."

Mondesröteln

Seine Phasen zu durchlaufen
ist des Mondes stille Pflicht,
und man läßt ihn nie
verschnaufen –
blaß ist deshalb sein Gesicht.

Manchmal fährt ihm was
dazwischen
– ist als Finsternis bekannt –
bloß statt kühl sich zu erfrischen,
wird er rötlich, der Trabant!

Schuld dran ist die Atmosphäre,
die uns nicht nur warm umgibt
– nämlich dank der
Erdenschwere –
sondern auch die Strahlung siebt.

Auf dem Weg durch unsre
Schichten
wird das Licht sogar zerlegt
und, weil nimmer gradzurichten,
hinterrücks zum Mond bewegt.

Rot, so hat sich längst erwiesen,
kommt am meisten aus der Bahn,
folglich – bei Beleuchtungskrisen –
rötet sich der Mond spontan.

Doch der bleiche Schwerenöter
wird vom Treibhausgas-Effekt
jetzt bei Finsternis noch röter!
Grüne haben's prompt entdeckt.

Außerdem – konkret und leiblich
nach der Fortschrittstheorie –
ist der Mond als Luna weiblich,
also ausgesprochen „bi"!

Doppelt sieht daher berechtigt
ihr Begehr die grüne Schar,
daß man unbeschränkt
ermächtigt –
einen Mondschutz-Kommissar!

Pannonicus